

Hannes Nagel



Horizontenerweiterungen

Auf den Flügeln des Flirts ins Paradies

Die Frau im zweiten Wagen des Richtung Küste fahrenden Zuges reist alleine mit einem Wochenendticket. Sie hat die Schuhe ausgezogen. Die nackten Füße liegen auf der gegenüberliegenden Sitzbank. Die Frau sitzt in Fahrtrichtung und liest ein Buch. Ab und zu lächelt sie, manchmal runzelt sie die Stirn, weil ihr Lieblingsautor mal wieder Sätze geschrieben hat, die kompliziert oder unverständlich sind. Auf fünf mal Lächeln kommt eine gerunzelte Stirn. Das Verhältnis fünf zu eins läßt darauf schließen, dass der Frau das jüngste Werk aus dem Schaffen ihres Autors gefällt.

Während sie liest, führen ihre nackten Zehen eine Art Morgengymnastik durch. Dass der Schaffner das Abteil betritt, bemerkt sie nicht. Er seinerseits traut sich erst nicht, sich bemerkbar zu machen. Aber ewig kann er auch nicht fremder Frauen nackte Füße betrachten. „Sie haben aber gelenkige Zehen“, sagt der Schaffner. „Was ist?“, fragt sie zurück und schaut den Schaffner mit Augen so sanft wie das Meer bei leichter Dünung an.

„Spielen Sie damit auch Klavier?“, fragt er und zeigt auf die Zehen.

„Nee, nee, nee, das sind bloß die Sonnenstrahlen, die kitzeln so schön“.

„Aber aus dem musischen Bereich kommen Sie trotzdem, oder?“

„Klar, das ist mein Naturell – denn das Naturell der Frauen ist so nah mit Kunst verwandt“.

„Puh, Heine. Den mocht ich schon in der Schule nicht“

„Das war Goethe“

„Ups“ Betreten schweigt der Schaffner und kuckt die Frau an.

„Sie kucken so komisch, was wollen Sie denn?“

„Ich muß noch Ihre Fahrkarte kontrollieren und stempeln“

„Dann zeigen Sie mir mal Ihren Stempel und ich zeig Ihnen meine Fahrkarte“, lacht die Frau. Der Schaffner hat ein paar Schwierigkeiten, das Blatt Papier, welches Fahrkarte heißt, zwischen die Backen seiner Stempelzange zu bekommen. „Gehts nicht?“, fragt die Frau. „Doch, doch“, murmelt der Schaffner. Dann reicht er ihr den gestempelten Fahrschein zurück. „Ist ja kaum was zu sehen, ist die Tinte schon alle?“ Jetzt sagt der Schaffner nichts, aber leichte Schweißperlen treten auf seine Stirn.

„Sie müssen noch unterschreiben“, preßt der Mann von der Bahn hervor. Er reicht der Frau seinen Kugelschreiber.

„Nixie Hüftschwung“, unterschreibt sie auf der Rückseite des Fahrscheins. Die Bahn will das so haben, weil sie Angst davor hat, ein Wochenendticket könnte mehrfach den Besitzer wechseln und dem Unternehmen den ungeheuren Verlust von 35 Euro bescheren. Der Schaffner bleibt noch etwas stehen. „Haben Sie vor, den Rest der Fahrt in meinem Abteil verbringen?“ „Ich muss ja weiter“. „Schade“. Den Schaffner schauert es. Er sieht die nackten Füße mit den tanzenden Zehen. Er streckt seine Hand aus, um die Fußsohlen der Frau zu berühren. Sie blinzelt ihn an. „Ich hab die Schuhe nur ausgezogen, weil sie so drückten“, sagt

sie. Der Schaffner zieht erschrocken die Hand zurück. Die Frau kichert leise. „Verstehen Sie was von Fußreflexzonenmassage?“ „Ich bin nur der Schaffner, Masseur stellt die Bahn nicht ein“. „So ein Pech“, lacht die Frau.

Mit wackligen Knien verläßt der Schaffner das Abteil. Es kann aber auch sein, dass er nur wegen des Rütteln des Zuges so schwankt. Frau Hüftschwung schaut dem Schaffner hinterher, als er seinen Kontrollgang fortsetzt. Wie schon oft staunt sie über ihre Wirkung auf Männer. Ein bisschen fühlt sie sich geschmeichelt, obwohl sie es gar nicht auf die Reaktion des Schaffners abgesehen hatte. Darum legt sie nun das Buch ihres Autors weg und stellt sich vor, sie hätte erst ihre Füße in die Hände des Schaffners fallen lassen können und dann sich selbst in seine Hände. In der Phantasie geht so etwas, da kann man das Vertrauen als Grundbestandteil himmlischer Sexualität voraussetzen. Weil sie in der Phantasie keine Angst zu haben braucht, kann sie sich in der Phantasie auch hemmungslos fallen lassen. Die Vorstellung, der Schaffner könnte ihre Füße massiert haben, ist ihr so angenehm wie das Kitzeln der Sonnenstrahlen an ihren Zehen. Alles könnte sie rings um sich her vergessen, nur den Moment gelten lassen, und leben. Gut, die Massage wäre nicht mit einem Stromschlag vergleichbar, aber wenn die Seele ein Saiteninstrument wäre, hätte es im Lust- und Glückszentrum des Gehirns „Binnngg“ gemacht. Wie früher, als alles noch schön war. Früher: das war, als das Prickeln noch frisch war. Als Freund und Freundin noch an eine gemeinsame Partnerschaft dachten. Seitdem

das Prickeln Mittagspause hält und friedlich vor sich hin schnuffelt, zieht Nixie einen traurigen Flunsch. Heiße Tränen wecken den Schläfer nicht und laute Worte sind Nixies Sache nicht. Daher empfindet sie den zärtlichen Schläfer als zugewehrtes Glück. Sie hat es trotz flüchtiger Ansätze nicht ausgraben können. Nicht einmal Emanuel Weinlaub kann ihr als Archäologe des verwehten Glückes helfen, obwohl der Vieles kann: Zuhören, Witze machen, sie zum Lachen bringen, ihr fröhliche unbeschwerte Stunden bereiten, ohne dabei in das Verhaltensschema fast aller anderen Männer zu fallen. ‚Mit Emanuel könnte ich in ein und demselben Bett schlafen, ohne Angst vor Übergriffen haben zu müssen. Und er hat immer so schöne prickelnde Ideen, die kann ich woanders hin mitnehmen, hihi. Beides mach ich aber nur, wenn das nötig ist, weil kein zweites Bett da ist und der Fußboden zu kalt ist, dass ich es Emanuel nicht zumuten kann, sich auf dem kalten Stein zu verkühlen. Hart genug hat er es ja schon selber. Aber ohne Notwendigkeit? Hm, wer weiß...immerhin...nee lieber nicht‘, denkt die barfüßige Frau, die ihren Fahrschein mit Nixie Hüftschwung unterschrieben hat. ‚Am Besten, ich schick ihm gleich mal eine SMS‘. Nixie Hüftschwung greift zum Handy...

Ein Mann springt im Karree

An seinem Schreibtisch am Meer sitzt derweil Emanuel Weinlaub und ärgert sich. Er will eigentlich an einem

Buchmanuskript arbeiten. „Fausthiebe zu Streicheleinheiten“ soll es heißen. Emanuels kultige Idee ist es, Streit, Streß und Ungerechtigkeit unmöglich oder wenigstens wirkungslos zu machen, indem die Menschen miteinander reden statt übereinander oder aneinander vorbei. Seit Jahren schon ärgert sich Weinlaub darüber, daß er wegen seiner genialen Ansätze zur Kommunikationstherapie und der Weiterentwicklung der Kommunikationstherapie zum Konfliktmanagement unterdrückt wird. Er würde lieber gerne mal ernst genommen werden. Das wäre doch auch ein netter Hinweis auf die Richtigkeit seiner Theorien. Wenn es aber gesellschaftlich und politisch nicht sein darf? In all den Jahre hat Emanuel Weinlaub herausgefunden, daß der Ärger immer aus verschiedenen Anlässen kommt, aber in Einem immer derselbe ist: In der Wirkung auf Geist und Körper. Hoher Blutdruck, Panik, Zähneknirschen, in dem Gefühl, finsternen Gewalten ohnmächtig ausgeliefert zu sein. „Machen Sie doch mal autogenes Training“, hatten wohlmeinende Leute ihm geraten, aber der Rat war etwa so wohlmeinend wie der Rat des Albatros an den Pinguin, er möge beginnen, Fliegen zu lernen. Autogenes Training ist das, wo man sich einreden muß, der rechte Arm wird jetzt ganz schwer. So schwer, daß man ihn nicht mehr hoch kriegt. Hätten zweiter Weltkrieg und Holocaust vermieden werden können, wenn Deutschland bis zum 30. Januar 1933 autogen trainiert worden wäre? Ohne hochgerissene Arme wäre die brutale Symbolik der Macht vielleicht zur harmlosen Albernheit

verpufft. Aus Hitler wäre ein leicht spinniger Papiersammler im Stadtpark geworden. „Bei mir würde hier niemand sein Bonbonpapier achtlos hinschmeißen.“; würde er grummeln. Hermann Göring würde als Tierpfleger in der Löwenanlage des Leipziger Zoos arbeiten. Joseph Goebbels würde als sehr geschätzter Fernsehhistoriker auftreten. Zuweilen würde seine Natur mit ihm durchgehen, aber dann würden die Medien wieder schreiben, daß dieser mutige Mann ein engagierter und unbequemer, aber zivilcouragierter Demokrat ist. Andererseits könnte der schwere, nicht hebbare rechte Arm auch von Nachteil sein, weil er wehrlos oder handlungsunfähig macht. Manchmal muß man eben doch jemandem den Arm um die Schulter legen oder einem traurigen Spatz die Flügel streicheln, bis das Spätzchen wieder fröhlich tschilpt.

Erst im Zuge zu den Arbeiten an dem Buch „Fausthiebe zu Streicheleinheiten“ kommt Emanuel auf einen einfachen Erklärungsversuch für fast alle zwischenmenschlichen Mißverständnisse: Hormongeblubber. Die Übeltäter heißen Adrenalin und Cortisol. Sie entstehen in der Nebennierenmark. Sie steigern den Blutdruck, verursachen Panik, erweitern die Pupillen und erhöhen den Sauerstoffbedarf. „Alter Schwede“, murmelt Emanuel Weinlaub fasziniert, „kein Wunder, daß das Herz rast, der Kopf schmerzt, Behördenbriefrechheiten vor den Augen verschwimmen und der Hormoncocktail in geschlossenen Räumen zunehmend giftiger brodelt, statt nur zu blubbern.“ Leider steht im Lexikon nichts darüber, wie einer in geschlosse-

nen Räumen ruhig bleiben soll. Statt dessen aber in einem Artikel in einer Wochenzeitschrift. Beim Laufen oder anderen schnellen Bewegungen in der frischen Luft würden die Stresshormone nämlich verblüffend schnell abgebaut. Dafür ist dem Artikel nach ein Protein, also Eiweiß, verantwortlich, welches BDNF heißt. Wenn es also wieder blubbert, braucht man nur eine halbe Stunde zu laufen und die Stresshormone werden abgebaut. Ohne Abbau aber schädigen sie die Gesundheit und den Geist. „Also ist die Behinderung des persönlichkeitskonformen Stressabbaus Körperverletzung“, notiert Emanuel Weinlaub und denkt dabei an Behörden und Unternehmen, die friedliche Bürger unter Druck setzen und ihnen dann auch noch sämtliche Handlungsoptionen verbauen. Da spürt der Bürger die Ohnmacht gegenüber dem Staat. Ohnmacht ist ein fieses Gefühl. Selbst die Erinnerung kann überwunden geglaubte Stresshormone erneut freisetzen. Weil der Körper nämlich Cortisol und Adrenalin speichern kann, aber Glückshormone nicht. Die kann er einfach nicht speichern. Die zerfallen. Und zwar in Bestandteile, aus denen Stresshormone entstehen. Was hat das für einen Sinn, das Glückshormone nicht gespeichert werden können?

Emanuel Weinlaub spürt, wie es im Nebennierenmark anfängt zu plätschern. „Und dann dauert es wieder ein paar Stunden oder Tage, bis der Level wieder runter ist“, knurrt er gereizt vor sich hin. Das er gerade gelesen hat, mit 30 Minuten Laufen schneller ruhig zu werden, hat er infolge einer blöden Nebenwirkung von Stresshormonen

vergessen; Die schalten den Kopf aus und man vergißt das beste Mittel, was man gegen Streß hat. Das Mittel kostet fast nichts. Nur ein bißchen Zeit, gutes Wetter und Überwindung des inneren Schweinehundes. Jetzt eine halbe Stunde laufen täte ihm gut. Danach könnte er das Exposé für seinen Verleger fertig kriegen. Der hat nämlich schon angedeutet, mächtig heiß auf das Buch zu sein – „falls auch Menschen drin vorkommen und nicht nur philosophische Begriffe und politische Gedanken“. Emanuel Weinlaub will eine gute Handvoll Möglichkeiten finden, mit denen jeder Mensch den von anderen Menschen verursachten Ärger abbauen kann. Für ihn selbst soll das auch gut sein. Schließlich ist Emanuel Weinlaub ein souveräner Mann und kein Rumpelstilzchen oder Hampelmann, der in die Hände klatscht und umher hopst, wenn einer mit der Peitsche knallt.

Zwar knallt grade keiner mit der Peitsche, aber das Telefon klingelt, was es sonst nicht tut. Es klingelt immer im denkbar unpassendsten Moment. Am Apparat ist Alexander Hellmann, der nichts besseres zu tun hat, als ihm die Ohren mit momentan unwichtigen Erlebnissen auf einer Frankreichreise vollzusülzen. Der Mann redet ohne Punkt und Komma, so daß Emanuel Weinlaub gar nicht dazu kommt, ihm zu sagen, er möge mal die Luft anhalten, weil Herr Weinlaub die Nerven zum Anhören von Urlaubsberichten fehlen. Zumal er schon seit Jahren nicht weiß, wie man Urlaub überhaupt schreibt.

Der Anruf hat ihn ziemlich brutal aus einer kreativen

Phase gerissen. Emanuel spürt aufsteigenden Ärger, aber zu seiner Überraschung kommt ihm sogleich die Frage in den Sinn, wie sich das konkrete Erlebnis eines nervenden störenden Telefonanrufes als Auslöser einer notwendigen Beruhigungsmaßnahme begreifen lassen könnte. Eine Weile arbeitet sein Geist deshalb auch ganz beschwingt – auch das ist hormonell bedingt.

Allerdings bleibt noch ein Rest hormonell bedingter Kopfschmerzen übrig. Wie schön wäre es, wenn jetzt eine liebende Frau hinter ihm stünde, seine Schläfen massierte und ihm vielleicht auch noch von hinten, während er im Sessel sitzt, umarmte. Niedrig genug ist die Lehne ja. Wenn einfach bloß jemand da wäre, der sich anschmiegt und durch den Körperkontakt zeigt: Ich mag dich, ich halt zu dir, du bedeutest mir sehr viel. Aber nein, niemand ist da und niemand kommt, ihm die Schläfenmassage zu schenken. Er versucht, sie sich selbst zu machen, aber es ist eben nicht DAS. Er zieht einen Flunsch und fühlt sich grenzenlos allein.

Lange fühlt er sich nicht allein. Der Schalk und Mahner Shakespeare, den er manchmal auch Onkel Willi nennt, meldet sich zu Wort. Shakespeare wohnt in Emanuels Gedächtnis. Jedenfalls eine Vorstellung von Shakespeare. Die Vorstellung heißt: Was würde Shakespeare noch geschrieben haben, wenn er alles geschrieben hätte, was Emanuel von Shakespeare lesen möchte? Und dieser Geist von Onkel Willi spricht: „Es macht dich allen andern gleich, wenn du, von Streß geplagt, zu Dingen neigst, aus

denen Zank und Hader wachsen. Mir kann es gleich sein, ich schrieb Dramen – doch jenes Stück, das Dramen löst, und dennoch spannend ist wie eine straffe Saite, und das gute Ende ist gewiß, jedoch nicht der Prozeß, der dieses Ziel erreicht – das schrieb ich nie. Schreib Du es, wenn Du kannst“. Ein Drama, denkt Emanuel, ist ja mal ganz was Neues. Vielleicht „Der Aufstand der Schachfiguren gegen die Schachspieler“?

Immerhin, es sind wieder Einfälle gekommen. Nach und nach füllt sich der Notizblock. Langsam ist eine Struktur für das Buch zu sehen. Freundschaft, sinniert Emanuel. ‚Vertrauen ist doch das höchste Geschenk, das Menschen sich machen können‘. Vertrauen baut Streß ab. ‚Und es beeinflusst das Verhalten gegenüber den Mitmenschen. Kann ich jemandem blind vertrauen und umgekehrt, dann kann man an schwierige Aufgaben ohne den Ablenkenden Gedanken an möglichen Vertrauensbruch denken. Denn die Vorstellung, das Vertrauen könnte gebrochen werden, ist bereits Vertrauensbruch. Und dann, wenn man einen anderen Menschen denkt, blubbert es wieder und in der Lage soll man dann ruhig und ausgeglichen mit bleiben. Von wegen, man kann das Private und das Dienstliche trennen – das mischt sich immer. ‚Wenn man aber durch das Vertrauen ruhig und gelassen ist, findet man zwischen Entweder und Oder immer noch einen überraschenden dritten Weg‘ Wieder so ein Satz, den keiner verstehen wird. ‚Wo zum Teufel steht in der Bibel ‚Ich kriege sie schon mit

Güte zahm?‘, fragt Emanuel sein leeres Zimmer. Aber die Wände antworten nicht, die Schreibtischlampe schweigt und die Bibel hat er gerade mehrfach durchgeblättert ohne die Textstelle zu finden. Das gleiche gilt sinngemäß für den Satz: „Sorge Dich nicht, was Du reden wirst, der Heilige Geist wird im rechten Moment Deine Zunge lenken“. „Paßt ja prima. Gleich mal notieren: Die Rolle der witzigen Schlagfertigkeit in der konfliktdeeskalierenden Kommunikation“. Er muss bloß noch die Textstelle finden. Denn es soll ja ein lesbares Buch werden. Mit beiden Textstellen will er den Gedanken begründen, dass Güte erst dann unter die Menschen kommt, wenn sie gelernt und erfahren haben, dass sie einander vertrauen können. Mißtrauisch beäugt Emanuel Weinlaub seine Notizen. Darin steht ausgerechnet ein Auszug aus einem Lexikon der Psychologie. „Konflikte sind immer wünschenswert“, schreibt da der Verfasser des Lexikoneintrags, „weil der Prozeß der Konfliktbewältigung zur Höherentwicklung des Menschen beitrage.“ „Als ob Menschen nicht ohnehin schon genug Höhenflüge veranstalten: Karriere, Geld, Status und wat all giwt“.

In dem Augenblick beginnt es bei Emanuel Weinlaub zu piepen. Diesmal sind es nicht die Hormone, sondern das Mobiltelefon. Es meldet den Eingang einer SMS. Die Meldung ist von Nixie Hüftschwung. „Mein geschätzter Emanuel, kannst Du mich vom Bahnhof abholen L. G. D. N.“, lautet der Text. Als habe jemand das Ventil eines Sprungbrunnens geschlossen, so daß die Fontäne schlagartig in

sich zusammenfällt, fällt auch das giftige Hormongebulber in Emanuels Adern in sich zusammen. Erstaunt registriert er, wie sich Fröhlichkeit, Optimismus und stoische Seelenruhe in ihm breit machen. Das mit der Seelenruhe hat er wenige Tage zuvor in einem Buch gelesen mit dem Titel „Von der Seelenruhe“, Verfasser ist ein gewisser Herr Seneca aus Rom. „Die Natur hat dafür gesorgt, daß es, um glücklich zu leben, keines großen Aufwandes bedarf; jeder kann sich selbst glücklich machen“, steht da, und auch: „Wen aber das Glück nicht aufgeblasen macht, dem kann auch ein Glückswechsel nichts anhaben“, und „So laßt uns denn heiteren Mutes und mit sicherem Schritt eilen, wohin es uns treiben mag“ und dann noch der hier: „Wie eng ist ein Geist, der sich nur an irdischen Gütern erfreuen kann“. „Kluge Gedanken, der Bursche“, schreibt sich Weinlaub auf und hofft, er könne das Werk des Berufskollegen ein wenig im Auge behalten. Dann liest er die SMS ein zweites Mal, um sicher zu sein, dass ihm der Wunsch nichts vorgegaukelt hat. Die SMS steht tatsächlich so da. Die Anrede freut ihn und er schreibt zurück: „Ich werde meine Arme ausbreiten wie ein Kormoran, wenn er seine Flügel trocknen will“. „Wenn Freundschaft beruhigt, ist Freundschaft das beste Mittel gegen Streiß“, sinniert er kurz, notiert den Gedanken für „Fausthiebe zu Streicheleinheiten“ und macht erstmal ein Fragezeichen daneben.

Die Sandbänker und das Flair vom Meer

Als Nixie Hüftschwung aus dem Zug steigt, steht Emanuel Weinlaub schon am Bahnsteig und macht den Kormoran. Er schnappt sich ihre Reisetasche, sie die noch freie Hand von Emanuel. Vom Bahnhof sind es noch zwölf Kilometer bis zu Nixie Hüftschwungs Urlaubsort. Zuviel für einen Fußmarsch mit Reisegepäck. „Wir nehmen den kleinen grünen Laubfrosch da“, sagt Emanuel und zeigt auf ein winziges Auto. Trotzdem, der Platz reicht für Mann, Frau und Gepäck. Der Laubfrosch hüpfert los.

„Ich bin so froh, wieder auf der Sandbank zu sein“. Wie ein Wasserfall, na, wenigstens wie ein munterer Bach, plätschert Nixies Redefluß. „Du glaubst gar nicht, wie froh, oh, kuck mal, ein Reiher, ich bin. Endlich wieder auf der Sandbank. Kannst Du eigentlich Füße massieren, im Zug war ein Schaffner, der konnte das auch nicht. Du bist doch ein viel gelebener Mann – wie bitte? Belesen, ach ja, belesen, aber gelesen wäre auch ganz schön, vielleicht würde dich das ein bisschen entspannen. Ach so, was ich wissen wollte, wegen Massage, kann man eigentlich Füße oder Schultern so massieren, daß man sich danach wie nach richtig gutem Sex fühlt? Dann könnte man nämlich öffentlich und niemand würde blöd kucken, wenn man mal Lust hat. Kannst Du diese Theorie als Buchthema verwenden? Wär mir ein spezielles Vergnügen, Dir zu Buchideen zu verhelfen, die sich auch verkaufen lassen, sonst hast du ja nichts zum Leben...“. Emanuel schweigt die ganze Zeit. Er fühlt

sich glücklich, weil er Nixies Stimme hört. Jedes Wort von ihr bringt den Spiegel von Emanuels Glückshormonen auf ein gleichbleibend hohes, aber lang anhaltendes Niveau. Jedenfalls solange Nixie spricht.

Der grüne Laubfrosch überquert eine Brücke, schwingt in eine Rechtskurve, es folgt eine Linkskurve, zieht an einem Schild mit der Aufschrift „Die Sandbank“ vorbei, quakt jubilierend, noch zwei Kilometer, Ausrollen, Stand. Emanuel vollbringt eine galante Verbeugung vor Nixie, dem Laubfrosch und Nixies Gepäck. „Madame – willkommen auf der Sandbank, willkommen in Eurem Quartier“. „Monsieur, ich danke. Ich möchte nun gerne ganz persönlich, also alleine, im Urlaub ankommen. Für danach wollt ich dich sowieso schon immer mal fragen, ob du mir was Wissenswertes über die Sandbank erzählen kannst“.

Emanuel - Kommunikationstherapeut, Konfliktmanager, Märchenonkel und guter Zuhörer - freut sich über die Bitte. Innerlich jubelt er. Weil er weiß, wie lange Nixie braucht, wenn sie alleine sein will, weiß er auch, daß er in dieser Zeit einen netten Vortrag fertig machen kann. „Aber gern, Madame“, spricht er, deutet einen Handkuß an, hebt grüßend die Hand, als Nixie sich noch mal umdreht, bevor sie mit kühnem Hüftschwung durch die Tür ihres Quartiers geht. Emanuel Weinlaub klimpert mit den Händen in seinen Hosentaschen und schlendert dann lächelnd zu seinem Schreibtisch zurück. Er begegnet mürrischen Gesichtern, in deren Mündern Zigaretten stecken, und zwar

bei Männern, die von sich die Vorstellung haben, auszu-
sehen wie Brad Pitt oder eine Ausstrahlung zu haben wie
Robert Redford. Laufen also rum wie Robert Redford mit
Bierwampe. Von den Frauen, die Emanuel sieht, scheint
auch keine ehrlicher zu sein. Ein bierwampiger Robert
Redford nörgelt in die Ohren der ihn begleitenden Ollen:
„Gugge, bald sieht hier ooch alles aus wie überall, Grisda“.
Grisda sagt daderzu: „Nu wenn doch nüscht annersch da
is, Oskar? Gannsde ähmt nüscht gegen machen“. Oskar
Redford grummelt zurück: „Muss doch aber nich alles
nach Standard aussehen, kann man ooch was originelles
machen“. „Wennse aber nüscht annersch kennen, wo sol-
lense denn Einfälle herkriegen?“. Darauf kann Grisdas alter
Sack nichts antworten. Emanuel, der keine Lust mehr hat,
Zuhörer eines Gespräches zu sein, an dem er nicht beteiligt
ist, fummelt ein Notizbuch hervor, kritzelt einen sponta-
nen Einfall hinein und hofft inständig, seine Sauklaue spä-
ter noch lesen zu können oder sich selber noch an den Satz
erinnern zu können. Um sich erinnern zu können, darf er
aber nicht Alexander Hellmann begegnen. Der hämmert
ihm locker alles aus dem Kurzzeitgedächtnis mit seinem
Geschwafel.

***Aus dem Leben einer Sandbank.** Unvorstellbar lange Zeit
kam die Sandbank ohne Sandbänker aus. Ihre Geburt ist
ebenso ein Wunder wie die Tatsache, daß Menschen immer
wieder ans Meer kommen, um auf der Sandbank Urlaub zu
machen.*

Kurz nach Gottes Fingerschnipsen, auch Urknall genannt, war höher im Norden eine Gesteinsplatte von imposanten Flächeninhalt aus dem Erdinneren nach oben gedrückt worden. Geologen nannten sie den „Baltischen Schild“. Weil nun der baltische Schild ein Berg, ein Hügel, eine Erhebung war, hatte er eine geneigte Fläche, also eine Rutschbahn nach Süden. Die Rutschbahn vereiste, Schnee lagerte sich darauf ab und blieb liegen. Lag also und lag, bis vor etwa 12.000 Jahren. Auf ungeklärte, aber wunderbare Art und Weise stieg die Temperatur. Schnee und Eis schmolzen. Die breite Sohle rutschte dem baltischen Schild am Südhang herunter. Unten war eine Senke, die lief des Schmelzwassers voll. Sie ist auch heute noch voll und wird „die Ostsee“ genannt. Das Wasser stieg. Über seine Oberfläche ragten nur ein paar Erhebungen aus Sand, Geröll und Gestrüpp. Es waren nur wenige Inselchen, die ihre Häupter aus dem Wasser reckten. Aber sie boten Pflanzensamen und Tieren die Möglichkeit, sich sozusagen „häuslich“ niederzulassen, also heimisch zu werden. Birken, Eichen, Buchen, Kiefern, Sanddorn und Salzgrasarten wohnen schon daher auf der Sandbank. Zwischen diesen Inselkernen verfrachtete sich nach und nach Material. Der Zeitabschnitt „Nach und Nach“ dauerte 7.000 Jahre.

Die Sandbänker kommen. *Vor 5.000 Jahren kamen erstmals Leute vorbei, die nachsehen wollten, ob sich die Sandbank vielleicht als Siedlungsgebiet eignen würde. Sie kamen, wußten mit der Landschaft nichts anzufangen und gingen wieder. Manche nennen den Besiedelungsverlauf zögerlich,*

andere lustlos. Das mit der Lustlosigkeit scheint nachhaltige Spuren bei den heutigen Sandbänkern hinterlassen zu haben. Sie scheinen sich beständig zu fragen, was sie hier eigentlich machen. Die Sandbank und ihre Vegetation sah Menschen kommen und gehen, gehen und kommen. An acht Ortschaften siedelten sich nach und nach Leute an. Vor 700 Jahren ordnete Dingspieprich von Dingensdongens per Erlaß die dauerhafte Besiedelung der bisher nur als Heuwiese genutzten restlichen 50 Quadratkilometer der gesamten Sandbank an. Die Leute hatten keine Ausreden, es nicht zu tun, dafür aber die Aufgabe erhalten, auf 50 Quadratkilometern Fläche abzüglich Platz für Wohnraum Gras zu mähen und Heu für das Vieh der umliegenden Dörfer zu machen. Und der Verwaltung einen großen Teil der mit Schweiß und Mückenstichen erworbenen Groschen in die immer tiefer werdenden Taschen zu stecken, die deshalb auch nie voll werden konnten – vor 700 Jahren nicht, auch später nicht, als erst Seefahrt, Fischerei und Handel dazu kamen, und nach dem Wegfall von Seefahrt und Fischerei der Fremdenverkehr. Handel gibt es noch, wird aber falsch verstanden, nämlich als Griff in die Taschen der Fremden. Deshalb raten Insider, für den Kauf von Mode lieber die beiden Kreisstädte der Umgebung zu kaufen. (Es gibt aber auch Ausnahmen: Bei dem Versuch, sich einen Anzug zu kaufen, sagt eine schicke Modedame vom Laden, daß sie Emanuel den Wunsch nach einem Anzug nicht erfüllen werde: „Zu Ihnen paßt kein Anzug – bei Ihnen müssen wir Jackett, Hemd und Hose geschickt kombinieren“, erklärt sie. Die Dame hatte

völlig Recht).

Die schicke Dame ist eine von 3.246 Sandbänkern, die auf den 50 Quadratkilometern Siedlungsfläche wohnen. Rein rechnerisch hätte sie also, wie jeder andere Bewohner auch, 15.400 Quadratmeter für sich selbst – da könnte man sich notfalls schön aus dem Wege gehen und also in Frieden leben. Wenn in den Sommermonaten der Ort voll ist, wird es eng. Zählt man alle zusammen und betrachtet die unverändert große Fläche, hat jeder einzelne nur noch 3.774 Quadratmeter für sich. Die Menschenmenge verläuft sich aber nicht wie im Osterspaziergang von Faust, der da sprach: „Sieh nur sieh wie behend sich die Menge / durch die Gärten und Felder zerschlägt...“, sondern drängt sich dicht an dicht wahlweise am Strand, wahlweise in den Straßen des Ortes. Alle 88 Straßen haben eine Gesamtlänge von 43 Kilometern. Der Ort selbst mißt 15 Kilometer von West nach Ost und etwa 3 Kilometer von Nord nach Süd.

Das Geschäftsflair der Sandbank. *In 6 von 88 Straßen gibt es etwa 167 Geschäfte. 16 größere Hotels und Pensionen werben teils um Gäste, teils halten sie ihre Protzfassade zur Straße. 18 kleinere Zimmervermietungen umschwärmen die großen Haie. Sie ernähren sich von deren Resten. Gemeinsam steuern sie die Beute an 23 Boutiques, Modeläden, Textilhandlungen erst nur vorbei, aber mit dem Ziel, sie hinein zu steuern. 9 größere Fahrradverleiher und „ein paar kleine Kräuter“, wie die Gewerbeaufsicht des Ortes sagt, warten auf Kundschaft. Die Kundschaft kann auf der*

Sandbank ungefähr 1876 Räder ausleihen. Dann kommen die Kneipen und Bistros. Wer sie zählt, kommt auf mindestens 27, aber es kommen noch einige dazu, die nicht in den 6 Kernstraßen wirken. 6 Bäckereien hat der Ort, wobei auch die „Backabteile“ der Kaufhallen als eigenständige Bäckereien zählen. Und das sind immerhin 4 Stück. Etwa 5 Unternehmungen haben sich auf Dienstleistungen eingestellt. Die machen Hausmeisterdienste, Gartenarbeiten und ähnliche Dinge. Die, die die eigentliche Arbeit machen, sind hauptsächlich Saisonkräfte, die in den Wintermonaten arbeitslos sind. Keine Gäste - kein Personal, scheint die gleichgültige bis zynische Devise zu sein. Es gibt nur sehr wenige menschliche, also humanistische Alternativen. Kunst und Kultur sind eher dünn gesät, weil man damit nur schwer an das Geld der Gäste herankommt. Erdmute Schmöcker von Schmöcker & Co kriegt auch von Tag zu Tag ein längeres Gesicht, weil sie merkt, dass man Kultur bestenfalls nur dann verkaufen kann, wenn man Kultur hat, und selbst dann ist Kultur keine Handelsware wie die Dickmacher der Lebensmitteldiscounter. Es gibt noch eine zweite Buchhandlung. Sie ist viel kleiner als Schmöcker & Co. Der kleine Laden ist in den Sommermonaten täglich gerammelt voll. Ein Wunder, wie es die Bedienung schafft, ruhig, nett und höflich zu bleiben. Schön, dass es soviel Ausgeglichenheit auch an hektischen Orten gibt. Der dritte Bücherort ist die Bibliothek. Die belesene Dame besitzt Menschenkenntnis. „Kluge Bücher sind vor die Säue geschmissene Perlen“, schätzt sie die Lesekompetenz der Sandbänker ein. „Das kommt, weil man das Geld für sich denken

läßt.“

„Wie eng ist ein Geist, der sich nur an irdischen Gütern erfreuen kann“.

Wie man arbeitet und wovon man lebt. Die drei Haupterwerbszweige heißen Tourismus-1, Tourismus-2 und Tourismus-3. Tourismus-1 sind die Großen am Ort: Hotels, Pensionen, Zimmervermittlungen. Tourismus-2 sind die, die den Touristen Angebote zum Geldloswerden unterbereiten: Geschäfte, Geschäfte und Geschäfte. Tourismus-3 sind die Saisonkräfte mit den schlecht bezahlten Jobs in den Geschäften und Unternehmen der Betreiber von Tourismus-1 und Tourismus-2. Das ist die Kehrseite des Paradieses. Immerhin sind die geringfügigen Beschäftigungsverhältnisse sozialversicherungspflichtig. Also 401 Euro brutto. Manchmal ist es etwas mehr, aber im Winter müssen die, die im Sommer gearbeitet haben, doch wieder zum Arbeitsamt. Gesucht werden in er Saison Reinigungskräfte, also Zimmermädchen und Room-Boys. So heißt die offizielle Bezeichnung im Stellenportal des Arbeitsamtes. Die Arbeitgeber sind oft Auswärtige, die auf der Sandbank schufteten lassen und ihre Konten und Taschen füllen. Wie damals, als die Besiedelung zu Wirtschaftszwecken erstmals angeordnet wurde. Außer Zimmermädchen und Room-boys haben Saisonköche für Gastronomie und Imbissbuden Chance auf Arbeit. Auch Fischbrötchenverkäufer, Tischabwischer und Tellerwäscher finden mit etwas Glück eine Einkommensmöglichkeit, die sie über den Sommer rettet. Und ein bißchen Zeit, nach dem

Arbeitsflair auch das Naturell der Sandbank kennen zu lernen, abends in der Ostsee schwimmen oder Radtouren in der Umgebung zu machen. (Übrigens: wenn die Frauen Zimmermädchen genannt werden – warum muß das Arbeitsamt männliche Reinigungskräfte dann englisch benennen? Klingt Zimmerjungs etwa peinlich oder unseriös? Die Damen und Herren von den zuständigen gesellschaftlichen Ebenen wissen es auch nicht, antworten trotzdem und meinen, wenn sie sagen „Das ist eben so“, hätten sie eine ausführliche und plausible Antwort gegeben. Ist aber nicht so, sondern doof.)

So, denkt Emanuel, damit könnte ich Nixies Bitte um „Ortsbelichtung“ einleitend erfüllen. Alles andere erfahren wir durch eine Ortsbegehung. Da wird es dann alle zwei Sätze heißen: „Siehste“ oder „Genau das hab ich gemeint“. Oder so.

Für heute abend jedoch ist jegliche Kritik und Analyse am gesellschaftlichen Mikrokosmos der Sandbänker tabu. Denn Madame Hüftschwung bittet Monsieur Weinlaub zum Mahl. Ein gemeinsames Mahl kommt selten vor und muß daher zelebriert werden, statt es von den banalen Trivialitäten profaner Sandbänker verderben zu lassen. Ein Mahl der Sinnlichkeit, oder, wie es Immanuel Kant, der Königsberger Philosoph, vereinfachend ausdrückte, ein Mahl der „transzendentalen Ästhetik“. Transzendente Ästhetik soll ihm zufolge nämlich Sinnlichkeit sein, wo man sich nicht mit dem überlieferten, angelesenen oder stillschweigend akzeptierten Vorwissen zufriedengibt,

sondern die Dinge mit den Sinnen selbst erfährt und sich dann ein Urteil bildet. Oder eine Erkenntnis. Gotthold Ephraim Lessing brachte es poetisch auf den Punkt, auf den die Philosophie zuweilen nicht kommt: „Es eifre jeder seiner unbestochnen, von Vorurteilen freien Liebe nach“. Den Satz spricht Nathan der Weise zu Sultan Saladin in dem Drama „Nathan der Weise“. Er gehört zur sogenannten, aber viel zitierten Ringparabel, kann man nachlesen, wenn man Lessing liest. Zum Mahl gebeten zu werden hat Tradition. Gastmahl hielt der griechische Philosoph Platon mit seinen Schülern, und Jesus von Nazareth traf sich auch gerne mit einfachen Menschen, um mit ihnen zu essen, zu trinken, zu lachen und Freude, Zuversicht und Liebe in die Herzen zu gießen, damit sie in freud - und herzlosen Arbeitsverhältnissen und Abhängigkeitsverhältnissen Hoffnungen haben, die sie aus der Erfahrung des Gastmahls nähren können. Das ist ja das Schöne an schönen Erinnerungen: das man die guten Stimmungen hat, um sich von schlechten Gefühlen nicht unterkriegen zu lassen.

Eine Frau, zwei Männer und ein Gastmahl

Im Hotel „Größtes Haus am Platze“ schwebt Nixie Emanuel entgegen. Sie ist wunderschön aufgetakelt. Hohe schwarze Stiefel, schwarze Strumpfhose, schwarzes kurzes Kleid, eine Perlenkette um den Hals und ein silbernes Armband am rechten Handgelenk. Beim Friseur war sie auch. Emanuel hat sich gleichfalls in Schale geschmissen: graue Hose,

weißes Hemd, graues Jackett. Die Hose ziert ein schwarzer Gürtel, die Füße ein paar schwarzer Schuhe. Das weiße Hemd im Kontrast zu seinem sonnengebräunten Gesicht veranlaßt Nixie zum stehen bleiben. „Mein Gott, siehst Du gut aus“, haucht sie hingerissen. Die Umarmung ist hingegen vergleichsweise flüchtig. „Madame“, spricht Emanuel – dann legt er in ihre Hände eine rote Rose, die er aus dem Stadtpark mitgebracht hat. „Man sagt zwar, nur geklaute Rosen machen Frauen Freude. Gekaufte seien langweilig. Diese hier ist weder gekauft noch geklaut, kommt aber von ehrlichem Herzen“. Nixie senkt ihre Nase in die Rosenblüte. Mit geschlossenen Augen nimmt sie den Duft auf. Ein Pärchen geht vorbei. Die fremde Frau spricht spitz nach einem neidvollen Blick auf Nixie und ihre Rose zu ihrem Begleiter: „Auf solch schöne Ideen kommst Du ja nie“. Da öffnet Nixie die Augen, streichelt kurz Emanuels linke Hand und sagt „Komm“.

Mit „Komm“ meint sie, Emanuel möge sie in das Restaurant begleiten. Am Eingang legt sich ein leichter Schatten über Emanuels hoffnungsvolle Stimmung. Denn der Kellner eilt auf Nixie zu. Mit Grandezza bringt er eine Vase für die Rose von Emanuel in Nixies Hand. Nixie und der Kellner wechseln einen tiefen Blick. Emanuel fühlt sich verloren weit weg von Nixie. So geht es bestimmt auch dem Mann im Mond, der eine Frau auf der Erde liebt, an die er nicht herankommt.

Das Mahl besteht aus einem Menü mit vier Gängen. Der Kellner wird also acht mal an den Tisch kommen: Vier mal um die Speisen zu servieren und vier mal um die leeren Teller abzuräumen. Mindestens acht mal wird Nixie ihm tief in die Augen blicken. Er ihr bestimmt auch. Emanuel spürt zu seiner Erleichterung, dass ihn Nixies Flirt mit dem Kellner amüsiert und nicht eifersüchtig macht. Onkel Willi, der innere Schelm, rät ihm, ein wenig wohldosiertes Öl ins Feuer zu gießen. „Aber dezent“, warnt Shakespeare. „Was ihr wollt“ findet sowieso nicht statt, aber ein bisschen „Wie es Euch gefällt“ kann man ja immer spielen. „Das beste Mittel, sich nicht auf eine Frau zu fixieren, ist, mehrere zu kennen“, eröffnet er das Spiel. Der Kellner, von Nixie unbemerkt, nähert sich in Nixies Rücken. „Gilt das auch für Frauen in Bezug auf Männer?“, fragt Nixie. Emanuel ahnt ziemlich genau, woher Nixies Interesse an der Antwort kommt. Der Kellner steht nun seitlich am Tisch. „So, die Herrschaften, damit der Hunger nicht zu groß wird“, sagt er und stellt ein Körbchen mit Brot, Zwiebelbutter und einem leicht scharfen Brotaufstrich auf den Tisch. In der Mitte, aber so, dass Emanuel noch Nixies schöne Augen sehen kann, steht die Vase mit der Rose. „Schadet Dir gar nichts, wenn Du ständig die Rose für meine Kumpeline sehen musst. Ich muss ja auch ständig Eure Blickwechsel sehen“, denkt Emanuel in Richtung Kellner. Amüsiert registriert er, dass der Kellner das Wesen der Beziehung zwischen Emanuel und Nixie nicht einordnen kann, aber das Übliche annimmt. Um ehrlich zu sein, ist er über die

Blickwechsel Nixies mit dem Kellner genauso irritiert. Emanuel ruft sich schnell das Wesen der Beziehung zwischen Nixie und ihm ins Gedächtnis wie einen Ordnungsruf und denkt beruhigt: ‚Dem Liebenden gönne, daß ihm begegne sein Glück‘

Aus der Küche kommt inzwischen die Fischsuppe. Köstlich, heiß und würzig ist sie. Emanuel eröffnet den zweiten Zug. „Beste Nixie“, spricht er feierlich, „zu Ehren Deines Fleißes hab ich Dir etwas mitgebracht“. Er legt ein Buch mit und über arabische erotische Literatur vor Nixie hin. Sie liest den Titel „Honigkuß“, lächelt und dankt mit ihrer warmen Stimme. Der Kellner, der Zeuge der Geschenkübergabe wird und den Titel ebenfalls wahrnimmt, macht ein staatstragendes Gesicht. Leicht scheint es ihm nicht zu fallen. Diesmal geht Nixies tiefer Blick in Emanuels Augen. „Ich bin geschmeichelt – ich schmelze dahin“, haucht sie strahlend. ‚Du spielst gerne mit dem Feuer, ich mache Frauen gerne schmeichelhafte Komplimente‘, denkt Emanuel. Er wünscht sich eine Gelegenheit, ihr genau diesen Satz sagen zu dürfen. Jetzt findet er den Moment etwas unpassend. Aber seinen Einsatz will er auch nicht versäumen. Darum legt er sich ein paar Sätze schon mal zurecht. Wie ein Skatspieler die Karten seines Blattes für sein geplantes Spiel.

Der Kellner zischt ab. Nixie ruft ihn zurück. „Wir möchten bitte zwei Mineralwasser mit viel Kohlensäure. Prickeln muss sein“, ordert sie. „Apropos prickeln“, greift Emanuel

das Stichwort auf. „Oh ja, prickeln tut gut. Da merkt man, dass man lebt. Prickeln ist das Eigentliche, was dann noch kommt...“.

Was dann noch kommt, ist der Kellner, der nach der Fischsuppe einen leichten Salat mit Oliven, Mandarinen, knusprigen Streifen zarten Fleisches und einem angenehmen Dressing serviert. „Das Prickeln ist für Sex wie die Vorstellung eines guten Essens für ein sinnliches Gastmahl“, doziert Emanuel. „Guter Sex soll wie ein gutes Essen sein“. „Wow, hört sich nach einer guten Nummer an“, lacht Nixie. „Erzähl weiter, Deine Stimme...“ Emanuel lacht auch kurz auf. Er möchte gerne beim Essen eine gepflegte Konversation in Gang halten. Nixie will es doch aus. Das weiß er. „Was beim Essen die Vorspeise ist, ist beim Sex ein zärtlich schönes Vorspiel. Es wärmt an, sieht gut aus, verpflichtet zu nichts und macht Appetit auf mehr. „Au fein“, feixt Nixie, „erzähl mal weiter.. Bin schon gespannt auf Deinen erotischen Hauptgang“. „Sex ist schön, wenn es dazu aus Lust, Höflichkeit und Vertrauen kommt“, sagt Emanuel. Er fühlt sich von Kopf bis in die Zehen von einem warmen Gefühl durchströmt, als ob gerade jemand seine Energieflüsse befreit hätte von dem Gestrüpp aus Ängsten und gesellschaftlichen Tabus. „Lust ist für Sex, was für das Essen das Feuer ist: Man kann auch kalte Platte wählen, aber eine warme Mahlzeit wirkt anders. „Ach, und was spricht gegen eine kalte Platte zwischendurch?“, fragt Nixie. „Da kommt es dann auf die Dekoration an: Tomatenscheibchen, Petersilie, Gewürze zum Nachhelfen....“.

„Mensch, da muss man ja alles selber machen“. „Na und? Dann weiß man wenigstens, dass es gut wird“. „Okay, und womit geht es weiter? Du hattest aufgezählt...was war das nochmal?“ „Lust, Höflichkeit...“, wiederholt Emanuel. „Ach ja, Höflichkeit. Wie machst Du das mit der Höflichkeit beim Sex? Sagst Du Sie zu der Mieke, die Du vögelist?“ Das gedämmte Licht erspart den Gästen an den Nachbartischen, die einsetzende Röte von Emanuels Charakterkopf zu erkennen. Staatstragend doziert er weiter: „Höflichkeit ist für Sex, was für ein schönes Mahl ein Tischtuch ist. Man kann auch von einer Zeitung als Unterlage essen, aber ein Tischtuch hat einfach mehr Stil“. „Lang genug muss es sein, bis auf den Fußboden muss es reichen“, stimmt Nixie zu. „Von langen Tischtüchern konnte Gräfin Cosel ein Lied singen.“ „Wieso?“ „Gräfin Cosel war Mätresse von August dem Starken, das war der korpulente Sachse mit dem zu hohen Testosteronspiegel, weshalb ja seine geistigen Fähigkeiten nicht so berauschend waren....“ „Hauptsache, alles andere war berauschend“, lacht Nixie und Emanuel denkt: ‚Ich glaub ich möcht zu Gitta Nordblom. Gitta Nordblom ist ein süßes Engelchen mit teuflisch breitem Lächeln und kurzem schwarzen Haar. Sie wohnt am Südhang der baltischen Platte und ist demzufolge grade nicht auf der Sandbank. Vielleicht,‘ denkt Emanuel, ‚kommt sie mal herunter gerodelt, oder ich schmeiß das Kajak ins Wasser und paddel mal rüber. Meere verbinden.‘ Solange Emanuel diesen Gedanken denkt, lacht Nixie. Das Denken und das Lachen kommen zur gleichen Zeit zur Ruhe. „Was hattest

Du gerade von dem Tischdecken-Lied der Cosel erzählt?“
„Die Decke war lang genug, so dass niemand sehen konnte, was die Coselschen Finger im kurfürstlich-königlichen Schoß taten“. „Aber die war doch liiert?“ „Ja, aber nur mit dem Finanzminister und der war ein neureiches karrieregeiles Schweinchen. Solange die Sonne schien, wärmte die Cosel ihre Melone im Seidengewand bei ihrem Galan – aber dann schien ihr die Sonnenscheindauer zu unsicher und sie suchte einen Dauerparkplatz für ihren Arsch beim (ge)mächtigen August.“ „Hat es ihr genützt?“ „Zwölf flotte Jahre von 1700 bis 1712 hatte sie wohl. Dann verkalkulierte sich August, als Karl der Zwölfte von Schweden in Augusts sonst schönem Sachsen einmarschierte, denn August von Sachsen, Peter von Rußland der Schwedenbengel Karl hauten sich gerade im Nordischen Krieg. Der ging bis 1721. Madame Cosel fürchtete um ihren Arsch, wollte ihn in Sicherheit bringen, obwohl August Landesflucht unter Strafe gestellt hatte, wurde abgefangen und auf der Burg Stolpen interniert. Da war der gräfliche Melonenhintern echt am Arsch.“ „Wie alt war die Dame da?“ „36“. „Uff, hat sie da eventuell noch was mit den Wächtern anfangen können?“ „Darüber schweigen die Chronisten – vielleicht aus Takt?“ „Und die kam nie wieder frei?“ „Nee“. „Und niemand bekam die Melone zu Gesicht?“ „Jedenfalls kein Sachse, der nicht beruflich auf Burg Stolpen zu tun hatte.“

Das Gespräch über Melonenärsche verstummt, als die Schüsselchen mit dem Obstsalat geleert sind. Zeit für

einen verstohlenen Blick. Wahrnehmung er Umgebung. Sinnlichkeit. Mit allen Sinnen wahrnehmen. Duft. Duft von der Rose, Duft von salziger Luft, Duft von den Kiefern des Dünenwäldchens. Ein Saxophonist und eine Sängerin, klanglich abgestimmt auf das plätschern eines Zimmerspringbrunnens, in dessen Mitte, wie auf einer Insel, die Skulptur eines Mannes und einer Frau steht, die sich innig umarmen. In diese Wolke hinein gleitet der Kellner. „Hat die Kreation unserer Küche den Geschmackssinn getroffen?“, fragt er. Die Frage richtet er ausschließlich an Nixie. Prompt antwortet Nixie dem Kellner, das es der Sinne viele gibt. „Das Schmecken hatten wir, geduftet hat es auch verführerisch“, sagt Nixie, „jetzt gibts noch was zu hören und zu sehen, womit ich für den Service und die Kunst der Küche danke“. Nixie erhebt sich und schreitet gemessen zu den beiden Musikern. Es wird ruhig. Menschen, die eben noch gegessen hatten und über ihre Geschäfte und sich selber sprachen, verstummen. Alle Augen sind gebannt auf Nixie elegantes Schreiten durch den Raum gerichtet. „Das also meint sie mit etwas zu sehen“, denkt Emanuel. Die Bestecke klappern auch nicht mehr. Nixie flüstert mit den beiden Musikern. Der, der das Saxophon bedient, nickt erfreut. Nixie nimmt das Saxophon. Sie hebt das Mundstück an die Lippen, zwinkert Emanuel entgegen und nickt dem Kellner aufmunternd zu. Dann bläst sie los. Dem Saxophon entsteigen Töne/Sie dringen an des Hörers Ohr/ Und in des Hörers Blickfeld dringt/die Muse, der dies Spiel gelingt./ „Wird sie von ihrem Kleid gewärmt, wie ich von

ihres Instrumentes Klang?“, / fragt sich der Hörer. Er klingt bang. /Das Spiel ist aus. Ihr schönes Lächeln /weht an jedem atemlosen Gast im Raum vorbei. Die Gäste müssen heim in ihren Bau. Noch Stunden später fühlen manche: whow.

So flüstert Onkel Willi und Emanuel schreibt es auf eine Serviette. Nixie kehrt an ihren Tisch zurück. Abwechselnd schaut sie den Kellner und Emanuel an. Ihre schönen Augen und das Lächeln scheinen zu frage: „Na, wie war ich?“. Der Kellner faßt sich als erster. Er wendet sich Nixie zu: „Kleines Dessert gefällig?“. Nixie ordert. Es gibt: Vanilleeis, Kirschen und je einen kleinen Espresso. „Das nehmen wir jetzt aber ohne zu sprechen zu uns“, bestimmt Nixie. Weisungsgemäß schweigend überreicht Emanuel die Serviette mit dem Sonett nach dem Diktat von Onkel Willi. Nixie liest, kuckt fragend, sagt aber auch nichts. Denn beide halten sich immer an getroffene Vereinbarungen. Beim Schweigen fällt Emanuels Blick auf eine vorbeigehende Frau. Sie ist schön, sie hat Rasse. Aber trotz der Schönheit wirkt sie auf Emanuel unangenehm. Aufmerksam beobachtet Nixie Emanuels mimische Reaktion auf die schöne dunkelhaarige Frau. Aber keiner von beiden spricht. Denn noch wollen sie ja schweigen. Endlich nimmt Nixie ihren Espresso zur Hand. „Komisch“, sinniert Emanuel, als ob er lediglich laut mit sich selber spräche, „die könntest du mir nackig auf den Bauch binden. Da rührt sich nichts. Sie ist schön, wirkt aber charakterlos“. Er nimmt einen Schluck von seinem Espresso. „Es gibt Frauen, die sehen rassig aus.

Und es gibt Frauen, die sehen klasse aus. Und von Rasse zu Klasse ist es ein weiter Weg. Kein Mensch redet heute mehr von dem Arsch von Jennifer Lopez. Vor ein paar Jahren war er noch in aller Munde“. „Was stört dich denn am Arsch von JLo, bist doch sonst auch kein Kostverächter?“ „Wandelbar ist die Anmut, ein flüchtiger Hauch die Schönheit, aber eine gottesfürchtige Frau ist des Ruhmes wert. Verehrt sie, wie sie es verdient hat. Ihr Handeln verkündet ihr Lob in den Toren der Stadt“, zitiert Emanuel, „Das steht so sinngemäß in der Bibel, Sprüche 31, 30-31. Und Du bist Ruhmes wert, glaub an Dich. Denn Du bist Klasse.“ Darauf sagt Nixie erstmal nix.

Später dann steht Nixie auf dem Balkon ihres Hotelzimmers. Von dort hat sie einen ungemein fürstlich-feudalen Blick auf das mondbeschienene Meer. Leise rauscht der Wind im Dünenwald, und die ganze Stimmung ist so recht kitschig, aber dafür wahr. Nixie fühlt, wie angenehm es ist, einfach mal rumzualbern und zu blödeln. Als die daran denkt, daß sie sich im Restaurant getraut hat, ein Saxophonsolo zu spielen, überkommt sie von innen eine wohlige Wärme bei äußerer nächtlicher Kühle. Ihre beiden Geniesse des Abends – der Kellner und der Gefährte des kulturell-kulinarischen Geplänkels – hatten beide ziemliche Mühe, nach außen den innerlich bereits erfolgten Verlust der Vernunft und der Contenance zu verbergen. Was würde sein, wenn Emanuel jetzt hier wäre? Ob er sich an die Vereinbarung halten würde? Sie läßt es nicht drauf

ankommen, zumal sie weiß, daß er manche Wünsche mit Gitta Nordblom verwirklicht. Bleibt also noch der Kellner. Der hat noch Dienst, der ist noch im Haus. Seine Schicht endet in einer halben Stunde. „Dann kann er vielleicht der letzten Kundin etwas Champagner bringen und dann ein Stündchen bei ihr verweilen“ wünscht Nixie. Irgendwie muß sie ihm, wenn er ins Zimmer kommt, nur noch erklären, daß der Champagner ein Vorwand war. „Ah, ich hab es“, denkt sie triumphierend, „genauso sag ich es: Der Champagner war nur ein Vorwand, in Wahrheit geht es mir um DIES – und bei dem DIES kneif ich ihn den Hintern“. In Vorfreude lachend geht Nixie ans Telefon; lachend bestellt sie den Kellner und die Miezenbrause. Der Kellner kommt, serviert die Bestellung, aber eine Erklärung braucht er nicht.

Zur gleichen Zeit steht Emanuel vor dem Regal und streichelt einigen Büchern zärtlich über die Rücken. Im Garten raschelt ab und zu etwas. Auf dem Fensterbrett brummt Fritze Räkel. Fritze Räkel spürt, daß er Emanuel jetzt mal nicht ansprechen soll, weil es in ihm fühlt und denkt (in Emanuel). Deshalb sitzt er einfach nur auf dem Fensterbrett, brummt, seine Schnurrbarthaare vibrieren, und ab und zu leckt er sich. Denn Fritze Räkel ist ein kleiner blonder Kater, der philosophiert, weil er keine Eier mehr hat. Der philosophische Kater denkt an das Ding an sich und wieso es bedeutungslos geworden ist. Völlig unerwartet sagt Fritze Räkel laut und vernehmlich „Miau“

zu jemandem und hopst vom Fensterbrett. Statt seiner schwingt sich ein süßes Engelchen mit teuflisch breitem Lächeln geschmeidig auf das Fensterbrett. Es sagt „Überraschung“ und hält eine Flasche Weißwein in der Hand. Der Flasche hat das Engelchen ein Kärtchen um den Hals gebunden und darauf steht: „Weil Meere verbinden – Größe von Nordküste an Südküste – Gitta Nordblom“. „Das gibts ja gar nicht. Du hier. Wunderbar. Gerade im richtigen Moment“, spricht Emanuel mit freudig erregter Stimme. Daher muss er sich auch mehrfach räuspern. Gitta Nordblom gleitet ins Zimmer, lümmelt sich in Emanuels Lesesessel und kichert ihn hemmungslos an. „Du siehst richtig süß aus, wenn Du so verlegen dastehst. Aber kratz Dich nicht vor Verlegenheit am Hintern, das hat mein Ex immer gemacht, und dann hat er mir vorgeworfen, ich würde bei ihm die Fehler mit der Lupe suchen, der Arsch. Nun ist er mit so einer oberflächlichen Zimtzigke zusammen. Na, schiet, mög er glücklich werden mit seiner nackttittigen Wuchtbrumme“. Gitta Nordblom setzt ihre Füße auf die Vorderkante des Leselümmelsessels. Sie könnte ihr Kinn auf ein Knie stützen. Macht sie aber nicht, denn sie hält die Weißweinflasche zwischen den Knien, stützt die Fäuste hochkant obendrauf und sagt versonnen: „Wenn wir Gläser hätten, könnten wir vielleicht den Wein verkasematuckeln“. Sofort zaubert Emanuel seinen Korkenzieher hervor und läßt ploppen.

In ihrem Zimmer mit dem Kellner fühlt sich Nixie gerade wie kürzlich allein im Meer. Sie hielt sich an einem Bühnenpfehl fest und ließ sich verträumt die Morgensonne ins Gesicht scheinen. An dieses Gefühl – Morgensonne im Gesicht, im Meer schwebend und der Bühnenpfehl der einzige Halt – denkt sie, als ihr der Kellner Arm und Hand reicht und mit ihr durch das Zimmer schwebt. Das ist wie Tango tanzen, aber ohne Musik. Tango wird übrigens auch die senkrechte Version eines horizontalen Versprechens genannt.

Der Kellner fühlt sich gut an. Nixie bemüht sich unauffällig, die Phasen körperlicher Nähe beim Tanzen in immer kürzeren Abständen zu wiederholen und dann zu verlängern. Der Kellner, der schon die Bestellung des Champagners richtig verstanden hat, wartet die nächste Phase der Nähe ab. Er legt Nixie die Hände erst um die Schultern, dann um die Hüften. Nixie spürt den Halt den er ihr gibt, schaut ihn fragend an, sagt kein Wort, er nickt beruhigend und wird darauf hin zum Bühnenpfehl, an dem Nixie Halt im wogenden Meer findet. Halt finden bedeutet, sich gehoben zu fühlen und gleichzeitig fallen lassen zu können und so abwechselnd, bis die Wellen sich am Strande brechen und das Ufer schäumend nässen, wenn sie sich, überstürzend, über es ergießen.

Bei Nixie macht es „Bingg“ im Glückszentrum. Der Kellner macht Feierabend. Nixie kuschelt sich ins Kissen und in die Bettdecke. Sie fühlt sich geborgen wie ein Seesternchen im Meer.

Während dessen hockt Emanuel neben dem Sessel, auf dem Gitta Nordblom mit ihrem Weinglas lümmelt. Er füllt es ihr und seins auch. Der Wein feuchtet die Lippen an, huscht mit leichtem Schritt über die mit Geschmacksnerven belegten Zungen und verbreitet seine aromatische Vielseitigkeit in den feuchten Mündern. Emanuel will aufstehen, weil die hockende Haltung ihm schmerzende Waden bereitet. Den bei Schmerzen entstehenden Gesichtsausdruck will er Gitta nicht sehen lassen, damit sie dies nicht falsch versteht und der Abend mit einer doofen Diskussion endet statt so, wie sich Männer und Frauen zuweilen große Freude bereiten können. Prompt versteht Gitta das Aufstehen als Signal. Sie schaut ihn erwartungsvoll an und reicht ihm ihre rechte Hand, um sich gemeinsam mit ihm zu erheben. Beide nutzen die Gelegenheit, um Schwierigkeiten der Körperkoordinierung anzutauschen. Sie ergreift den Gürtel seiner Hose als wäre der Gürtel ein rettendes Tau und sagt „Oops“, er bremst die daraus entstandene Schwingung, in dem er Gitta an der Hüfte festhält und sagt „Hoppla“. Gitta antwortet: „Grrr“. Emanuel versteht völlig zu Recht, daß seine Hände die Erlaubnis zum Wandertag haben. Das Ziel bestimmt Gitta. Sie simuliert verspannte Schultern. Emanuels göttliche Hände massieren Gittas Schultern und ihren geschmeidigen Rücken. Südliche Abweichungen läßt Gitta zu, weil sie nach nordwärts Wohlbefinden melden. Die Meldungen ans nördlich gelegene Glückszentrum laufen in immer kürze-

ren Abständen ein. Als sie es nicht mehr aushält, krümmt sie den Rücken und läßt sich fallen. Wie ein Wal, der in die Tiefe des Meeres abtaucht.

Gitta weg, Kellner weg. Aus Nixie Hüftschwungs süßen Träumen hebt ein Schleier sich aus Lächeln, Glück und Augenfunkeln. Es schwebt im leichten Küstenwind durch Nacht und allerlei Gezirp. Durchs offene Fenster bei Emanuel senkt er sich auf des Schläfers nackte Brust. Von des Schläfers Seite aus jedoch schwebt ein Händedruck ins Zimmer Nixie Hüftschwungs rein. Er streichelt Wangen, Haar und Nasenrücken und läßt dann jegliche Berührung sein.

Geflüster auf dem Suppenteller

Der Sonnenaufgang findet etwa um 04.30 statt. Kurz zuvor beginnen die Amseln zu zwitschern. Außerdem weht ein kühles Lüftchen durch das offene Fenster in Emanuel Weinlaubs Zimmer. Es streicht über Emanuels Brust südwärts über seinen flachen Bauch. Emanuels Gehirn gaukelt dem Schläfer vor, daß es nicht das kühle Sommermorgenslüftchen ist, sondern der Atem, die weichen Haare und die Fingerspitzen von Gitta Nordblom – oder doch von Nixie Hüftschwung? Oder von wem? Bevor der Traum zwischen blond und dunkel entschieden wird, plumpst etwas vom Fensterbrett. Es sind zwei kurze Aufschlaggeräusche knapp hintereinander. Die Geräusche verursacht Fritze Räkel.

Zuerst tapst er mit den Vorderfüßen auf und verursacht Plumps eins, dann kommen die Hinterpfötchen und verursachen Plumps zwei. Siegesgewiß miauend läuft er zur Tür. Die ist aber noch zu. Deshalb geht er zielstrebig zurück ins Zimmer, zieht Emanuel die Bettdecke weg und bittet um Frühstück.

Emanuel weiß, daß der schöne Traum futsch ist. Also steht er auf, macht dem Katerchen Frühstück und sich selbst eine Scheibe Schwarzbrot mit Quark und einer Tomate. Während er darauf wartet, daß das Kaffeewasser für den zur Quarkstulle gehörenden Kaffee kocht, liest er die Fotokopie eines Essays aus einer Zeitschrift. Der Text stammt aus dem Bereich Kulturgeschichte oder Sittengeschichte. Es geht um Höflichkeit. Früher, so liest er, war es üblich, daß ein Herr von Welt, wenn er eine Dame von Klasse zu sprechen wünschte, ihr eine Geschäftskarte zukommen ließ mit der Frage, ob Herr von Welt sich erlauben dürfe, Frau von Klasse seine Aufwartung machen zu dürfen. Herrn Weinlaub kommt beim Lesen Frau Hüftschwung in den Sinn. „Aaah“, ruft er, „die SMS von heute hat die Funktion der Geschäftskarten des 19. Jahrhunderts oder des frühen 20. Jahrhunderts, jedenfalls von damals, als es noch kulturreiche, wenngleich gehobene Kreise gab“, denkt es in ihm. Nun will er gleichzeitig diesen Gedanken für einen Essay über die „Heimkehr des Zeitgeistes oder Wo isser denn hin?“ notieren wie auch eine SMS an Frau Hüftschwung schreiben. Die Gleichzeitigkeit geht gründlich daneben. Erst vergißt er den Gedanken für den Essay, dann fällt ihm

gar nicht ein, weshalb er Nixie um die Ehre eines Empfangs bitten könnte. Zum Glück mischt sich Onkel Willi ein, bevor die Nebennierenrinde merkt, daß sie Adrenalin und Cortisol produzieren soll. „Willst Du Nixie fröhlich sehn, mußt Du mit ihr baden gehn“, singt Onkel Willi. Er scheint heute in besonders frecher Stimmung zu sein. Darum schreibt Emanuel: „Moin Nixie. Heute schon gejoggt? Ich lauf jetzt los durch den Wald bis zum Strand. Bin in 30 Minuten da“. Die Antwort wartet er nicht ab. Er wird die Antwort ja sehen können, wenn Nixie ihn am Strand erwartet oder auch nicht.

Bei Sonnenaufgang durch eine Landschaft zu laufen, wo links und rechts Bäume sind und darüber blauer Himmel mit ein paar Wölkchen; manchmal kreuzt ein Reh den Weg, mal sind Falken, Reiher und andere nette Vögel zu sehen, ist für Emanuel in Sommermonaten Glück pur. Ebenfalls schön ist es, wenn ihm andere Jogger entgegen joggen. Oder Joggerinnen. Wenn die ihn genauso anschauen wie er sie, möchte Emanuel am liebsten gar nicht mehr aufhören zu laufen. In dieser Stimmung erreicht er mit klatschnassem T-Shirt den Strand. Gerade als die Hose fällt, trabt aus einer anderen Richtung Nixie heran. Auch sie schmeißt die Klamotten vom Leib und stürzt sich gemeinsam mit ihm ins Wasser, dessen Temperatur an diesem Morgen etwa acht Zentimeter beträgt. Gemeinsam schwimmen Nixie und Emanuel etwa 350 Meter westwärts mit der aufgehenden Sonne im Rücken, danach die gleiche Strecke wieder zurück. Die Sonne scheint ihnen

entgegen, und der Strand ist immer noch menschenleer. Eine fette Möwe sitzt auf einem Bühnenpfahl und schießt hingebungsvoll ins Wasser. Ein Kormoran fliegt los, weil er meint, die Flügel seien jetzt trocken genug für einen erneuten Beutegang. Nixie schwimmt etwas schneller als Emanuel und erreicht vor ihm die Zielbühne. Geduldig wartet sie, sich festhaltend, auf den prustenden Emanuel. Auch er möchte sich festhalten, aber da hängt ja schon Nixie. Emanuel strampelt leicht mit Armen und Beinen, um sich wenigstens an der Wasseroberfläche zu halten. „Ist doch genug Platz“, meint Nixie, „halt Dich doch am Pfahl fest“. Emanuel ziert sich etwas, doch dann hängt auch er am Pfahl, halb neben ihr, halb hinter ihr, aber auf Berührungsvermeidung bedacht. „Du schwimmst aber gut“, haucht er ihr ins Ohr, „man könnte meinen, Du bist im Wasser zu Hause.“ Nixie kneift die Augen zusammen und kichert. „Ich bin ein kleines Seesternchen, weißt Du, aber nur, wenn Du brav bist, sonst piek ich dich“. Das Bravsein verspricht Emanuel ihr sofort.

Nach dem Versprechen schwimmen beide dem Strand zu, wo sie noch ein wenig sitzen bleiben. Er zieht sich relativ schnell wieder an „falls die Japaner mit den Fotoappaknippen kommen, weißt‘?“ Von denen hat Emanuel gehört und gesehen, dass sie in größeren Gruppen aus Bussen aussteigen, alles fotografieren, was der Reiseführer ihnen zeigt, dann einsteigen und wieder abfahren. Emanuel mag die Vorstellung nicht, dass irgendwo in Japan ein Poster an der Wand hängt, davor träumt eine junge Japanerin, und auf

dem Poster er – nackt aus dem Meer steigend wie einer der sieben Recken vom Schwarzen Meer aus Alexander Puschkins Märchen vom Zaren Saltan.

Dann sitzen beide da, hängen ihren Gedanken und Empfindungen nach oder sind es Empfindungen und Gedanken? „Die Sandbänker müßten doch eigentlich glücklich sein, bei so einem freien Blick zum Horizont“, sinniert Nixie. „Schon paradox, daß trotzdem viele an Horizontverengung leiden“, murmelt Emanuel zurück. „Wie meinst Du das?“ „Die meisten wollen im Winter bloß das Geld zählen, das sie im Sommer verdienen, und das sind die Leute, die den Eindruck von der Sandbank bestimmen. Die einfachen, netten hilfsbereiten und ehrlichen Leute fallen hier kaum auf.“ „Echt schade“, seufzt Nixie.

„Emanuel, hast Du Lust, heute abend am Strand zu sitzen und zu blödeln?“, fragt sie nach ein paar Minuten. „Geht leider nicht, ich bin gebeten worden, ein Streitgespräch zu moderieren.“ „Was denn für ein Streitgespräch?“ „Eins zwischen Erdmüte Schmöck von Schmöcker und Co und Professor Karl Günther von Hammer vom Bundesverband Deutscher Ermittler, Psychologen und Politikspachler, kurz Bu-D.E.P.P genannt.“ „Och, Mensch, was ist so wichtig an deinem Bu-Depp?“ „Der BuDepp hat ein Buch geschrieben, es heißt ‚Der Sultan mit der schwanzlosen Stute‘.

Der Psychoonkel meint, sein Buch wäre so eine Art ‚Des Kaisers neue Kleider‘, wie das Märchen von Hans Christian Andersen. Damit meint er, dass der Sultan denkt, seine Macht zeigt sich in der Pracht seines Pferdes, aber

das arme Tier hat bloß einen ziemlich kärglichen Schweif. Und da will er nun Statussymbole entlarven und Wichtig-tuer – ich hab das Buch gelesen, is ganz witzig, krieg ich so auf die Schnelle nicht erklärt. Und Erdmute Schmöck hat gebeten, ihr einen Tritt gegen das Schienbein zu verpassen.“ „Au fein“, jubelt Nixie, „aber tritt sie nicht zu doll, sondern binde sie mit deinen Worten an einen Marterpfahl und ich tanz um die Schabracke rum und stimme ein Freudengeheul an. Mädchen wie ich können das gut“. „Okay, und danach blödeln wir, ja?“. „Aber nur, wenn es nicht zu kalt ist“. „Wird schon warm werden“. „Ich spiel gern mit dem Feuer, aber sieh zu, dass Du rechtzeitig den Feuerwehrmann machst, sonst wird danach alles kalt“, warnt Nixie. „Seesternchen, wollen wir noch frühstücken, bevor jeder seins macht für heute?“. „Gerne“, sagt Nixie schmunzelnd, „hast du Sterntalerchen dabei? Ich nämlich grad nicht im Moment“. Da freut sich Emanuel, dass er mit den Joggingshorts losgelaufen ist, die Taschen hat. Und das darin tatsächlich ein paar Sterntaler sind, die für Tasse Kaffee, Stück Quarkkuchen und Orangensaft für beide reichen. Im Geiste hört er Onkel Willis Kommentar: „Ja, so ist es: Soll ein Wunsch von uns zum Faktum avancieren, braucht man den herzlos-kalten Glanz der Talerchen. In deren Spiegel erst erkennt der Bäcker, welch Wunsch in unserm Sehnen ist, und alle anderen, die erst den Blick in Sternentalerspiegel werfen, bevor sie uns gefällig sind, was aber deren Profession geheißen wird. Doch Hand aufs Herz, Emanuel: Bist Du denn anders?“ Den Rest des Tages

verbringt Emanuel mit Luthers Lieblingsbeschäftigung: Er schaut den Leuten aufs Maul und nimmt wahr, was sie und in welcher Form über die Sandbank und die Sandbänker zu sagen haben. Hätte die Sandbank Ohren und ein sensibles Gemüt, sie würde sich gemein behandelt fühlen. Oder für gering geschätzt. Die Ohren hören:

„Eigentlich kommen wir nur wegen der Landschaft, alles andere ist – naja – wenn Sie hier wohnen, wissen Sie das ja selber.“

„Solange die Leute noch Geld ausgeben, braucht man wohl an der Qualität des Urlaubsortes nichts zu verbessern“.

(klingt wie ein Argument zur Vermeidung von Fernseh- und Zeitungsqualität. Solange noch Anzeigen gebucht werden und Zeitungen gekauft werden, gibt es das Thema „Qualität oder Scheißdreck“ nicht.)

„Is ja stumpfsinnig, nur Essen und Trinken“.

„Aber wohnen will ich hier nicht.“

„Die ham hier zu viel und zu protzig gebaut“

„Fünf Häuser hinknallen, dafür Garten weg, und nun auf Übernachtungsgäste warten“.

Alles Genörgel, ärgert sich Emanuel. Die Bebauung einer Landschaft ist wie die Auswahl einer geeigneten Garderobe. Miniröcke können schön sein, passen aber nicht zu jeder Frau; und nicht jeder Herr ist der Typ für einen dreiteiligen Anzug mit Hut, obwohl das an sich und bei anderen schick und elegant aussehen kann. Andererseits: Warum soll man Schick nicht tragen lernen können? Und warum nicht einen charmanten Geschäftsstil entwickeln lernen?

Der Sultan mit der schwanzlosen Stute

Am Abend findet die Lesung mit dem Bu-Depp-Menschen statt. Emanuel feixt, als er neben der Ankündigung der Veranstaltung einen Zeitungsausschnitt mit Foto des Ministers sieht, welcher in seinem heldenhaften Anti-Terror-Kampf die Demokratie verzockt. Bu-Depp und Minister – da müßten die Sandbänker nur noch Sinn für feine Ironie haben. Haben sie, haben sie nicht? Es ist paradox: Es gibt Leute am Meer, die an Horizontverengung leiden. Obwohl doch das Meer ein idealer Ort ist, um den Sinn für Horizonterweiterungen zu wecken. Für die Lesung sind viele Gäste eingeladen, aber nur wenige sind gekommen. Trotzdem ist der Raum recht voll, die Vorstellung kann beginnen. Erdmute Schmöck begrüßt die Gäste, weil sie die Gastgeberin ist, denn ihr gehört der Raum, in dem die Veranstaltung abgeht. „Meine Damen und Herren, heute abend ist Professor von Hammer hier, um über sein neues Buch zu sprechen. Ich danke Ihnen allen für Ihr Interesse. Gerne hätte ich Sie selbst durch den Abend geleitet, aber Herr von Hammer wünschte sich ausdrücklich Herrn Weinlaub als Moderator. Wenn Sie was trinken wollen, blicken Sie mir entgegen, lassen Ihre Augen sagen Ja, ich will. Weißwein, Rotwein, Wasser und O-Saft stehen zur Verfügung. Ich übergebe an Herrn Weinlaub“. Ziemlich kratzbürstig, denkt Emanuel Weinlaub, der mit der Moderation beginnt.

„Großer Grimm muß Strafe leiden, denn willst Du ihn

steuern, so wird er noch größer“, beginnt Emanuel. „So steht es in der Bibel im Kapitel „Sprüche“, Nummer 19, Vers 19. Professor Karl Günter von Hammer hat vorhin gesagt von diesem Spruch zu seinem Buch „Der Sultan mit der schwanzlosen Stute“ inspiriert worden zu sein. Professor von Hammer ist wichtiges, weil korrespondierendes Mitglied des Bundesverbandes Deutscher Ermittler, Philologen und Politiksprachler, kurz Bu-Depp genannt. Ansonsten hat er einen permanenten Lehrauftrag an der Universität Bochum. Meinen üblichen Witz an dieser Stelle mit einem Satz, in dem Bochum und Köln vorkommen, verkneife ich mir hier, sonst müßte ich Ihnen Antworten: Er booch um die Ecke um zu pinköln.“ Es lacht im Raum kurz auf. „Dat lassen wir besser oder vertagen es für nachher. Im Bu-Deppen-Verein kümmern sich die Verbandsphilologen allgemein mit der Erforschung des Sprachgebrauches und der Konstruktion neuer sprachlicher Bilder. Dankbar greifen Politiksprachler und Reklamefuzzis die Forschungsergebnisse auf, um ihrerseits fachlich fundiert Material für die Sprachsteuerung zu haben. Die Jungs und Mädels von der Abteilung „forensische Linguistik“ der dem Verein angehörenden Ermittler befassen sich wiederum mit der Sprachverdrehung, den semantischen Mißverständnissen der Kommunikation zwischen Bürgern und Behörden und der Eigendynamik sprachlicher Prozesse, wenn man in einem kommunikativen Akt einerseits weiterreden muß, andererseits aber korrigieren muß, so daß am Ende keiner mehr weiß wer was gesagt hat, weil keiner

mehr nachvollziehen kann, welche Äußerung von wem sich worauf bezieht. Siehe Sprüche: Willst du dies steuern, so wird das Mißverständnis immer größer“.

Hier macht Emanuel eine Pause, denn, leicht verspätet und leicht bekleidet, aber sittsam und tugendhaft, betritt Nixie Hüftschwung den Laden von Erdmüte Schmöck. Schmöcki kuckt unwirsch wie die Stiefmutter von Schneewittchen, als der Spiegel die ihr gebührende Antwort gibt. „Schau an und die zähl die Falten, so abgrundtief wie ihre Falten so tief lehnt sie dies Treffen ab. Sie mag Dich nicht, doch kann sie anders? Nö – hähä“. Der Schelm Onkel Willi gluckst beglückt. Nixie setzt sich hinten hin, strahlt ihrem moderierenden Genius aufmunternd ins angespannte, weil konzentrierte Gesicht und registriert erfreut, wie Emanuel von ihren streichelnden Blicken einen leichten, lockeren, frechen, charmanten und witzigen Gesichtsausdruck bekommt.

Emanuel beendet seine Pause. „Es gibt ein Märchen von Hans Christian Andersen mit dem Namen ‚Des Kaisers neue Kleider‘. Darin wird dem nackigen Herrscher, der eitel ist, vorgegaukelt, seine Blöße sei bedeckt, nur könne das keiner sehen. Sehen könne man den Stoff nur, wenn man klug sei, und deshalb jubeln alle, die als klug gelten wollen, wie schön des Kaisers neue Kleider seien. Bloß ein Kind wagt laut zu sagen, daß der Kaiser nackt ist. Karl Günther von Hammer lehnt seinen Buchtitel an des Kaisers neue Kleider an und schreibt vom Sultan mit der schwanzlosen Stute. Des Sultans Pferd hat einen kümmerlichen Schweif,

aber niemand traut sich, es ihm zu sagen, und damit will Karl Günther von Hammer sagen, daß der Schein des Seins inzwischen zum Sein an sich erhoben wurde“. Es murrte im Raum. Nixie hebt warnend den Blick zu Emanuel. Der versteht augenblicklich, daß er vom philosophischen Pferd runter muß. Sofort ändert er Sprachstil, Ausdruck und Thema. Den Wechsel schafft er so elegant, wie Nixie sonst die Hüfte schwingt. „Karl Günther, dieser Gedanke von Dir ist sehr interessant. Könntest Du ihn zum besseren Verständnis des Publikums erörtern?“. Leicht überrumpelt räuspert sich Professor von Hammer. „Ist ja eigentlich ganz einfach, nicht wahr. Stellen Sie sich mal vor, Sie gehen nichtsahnend die Straße lang, um beim Bäcker Brötchen zum Frühstück zu kaufen. Da sehen Sie, wie auf der rechten Straßenseite eine Haustür aufgeht. Ein nackter Mann kommt mit erhobenen Händen heraus, an denen Tapetenkleister klebt. Er rennt schräg über die Straße verschwindet auf der linken Seite in einer anderen Haustür. So, und nun erzählen Sie mal, was Sie gesehen haben. Aber vermischen Sie es nicht mit dem, was Sie dabei gedacht haben. Es ist nicht immer alles das, wonach es aussieht. Lachen Sie also nicht voreilig über den nackten Mann – wissen Sie denn, wie er in diese Lage kam? Vielleicht war der Hergang völlig logisch und hat mit Kuriositäten nichts zu tun“. Frau Schmöck unterbricht den Redner, denn sie hat ihn nicht verstanden. „Mir ist unklar, wieso Ihr Buch von Sultanen mit schwanzlosen Stuten handelt“, stichelt sie, „das klingt sexistisch“. Ein kleines Plappermäulchen greift Schmöckis

Beitrag zu einem gelungenen Abend auf. „Genau“, sagt das Plappermäulchen, welches beruflich mit Geld für Lebensmittel kassieren zu tun hat. Es hat einen Wortschatz von einem Meter, aber Gesprächsbedarf für fünf. Nachsichtig verdrehen die übrigen Gäste die Augen, einer hüstelt diskret. „Ich erkläre es gerne nochmal, Frau Schmöck“, sagt Professor von Hammer. Mit Verzögerung begreift sie, daß es um Sprachgebrauch geht, das Sprache ein Gewand ist, in das Sachverhalte zwecks Benennung gehüllt werden können und das die Wahrheit entweder in Lumpen herumlaufen kann oder wie am Hofe in Versailles. Sie bleibt aber die Wahrheit, und sie hat das Recht, sich so zu kleiden, wie sie will. „Setz Dir Perücken auf mit Millionen Locken, stell Deinen Fuß auf ellenhohe Socken, Du bleibst doch immer, was Du bist“, zitiert an dieser Stelle Emanuel seinen weimarischen Berufskollegen Johann Wolfgang von Goethe. Ein Schlußwort, Herr Weinlaub? „Schreibt keinem Sprecher vor in welchem Gewand er seine Wahrheit kleidet. Wahr ist nicht das Kleid, auf welches Euer Blick grad fällt, wahr ist, was im Kleide steckt“.

Schamanen und Scharlatane

Der Seetang-Merkur hat nichts über die Budeppen-Lesung bei Erdmute Schmöck geschrieben, der Lockenkopf, der da schreibt, war am Abend auch gar nicht da. Ein kleines bißchen Aufmerksamkeit hätte sich Emanuel aber schon gewünscht. Wenigstens waren überhaupt Leute gekom-

men. Wenn es seine Lesung gewesen wäre, würde er sich über das mangelnde Presseecho ärgern. Zum Glück war es nicht seine eigene Lesung, sondern nur seine Moderation. Aber es gibt noch ein weiteres kulturelles horizontweiterndes Event auf der Sandbank. Ein Schamane hat sich angekündigt, um den Geldadel der Sandbank zu bewegen, Geld auszugeben, um sich einreden zu lassen, dringend eine seelische Behandlung zu benötigen, und dann für die Behandlung noch mal zu zahlen. Heut aber ist der Typ vom Seetang-Merkur da. Emanuel Weinlaub kennt ihn, der Mann heißt Nikodemus Blech. Und hat einen Notizblock dabei. Und der Schamane fängt an. Schon nach den ersten zehn Minuten Esoterik steht eine Frau auf, sagt dem Schamanen, daß er ein Scharlatan ist und geht. Langatmig begründet der Esoteriker, daß er es respektiert, daß die Frau geht. Der Vorfall inspiriert Nikodemus Blech zu der Frage, wie der Schamane zu seinem Beruf gekommen ist. „Ich kann Auren sehen“ sagt er. „Wie paßt das damit zusammen daß Sie für Ihre Heilungen Geld nehmen?“ „Ich hab lange überlegt, ob ich Geld nehmen soll. Eigentlich ist mir Geld zuwider.“ Den Ekel vor dem Geld hat er inzwischen offenbar überwunden. Im Publikum hört auch ein Arzt, was der Schamane erzählt. Er beherrscht sich mühsam, dann sagt er: „Interessant. Nach einer Behandlung von Ihnen sind also die Körper heil und die Seelen zerstört. Merkwürdige Auffassung, und außer Behauptungen haben wir hier auch nichts gehört“. Es wogt hin und her. Fast eingelulltes Publikum wacht auf und wird kritisch. Der Heiler zum Arzt:

„Wenn Sie schon Menschen bewegen können, bewegen Sie sie doch auf mich zu“. Der Arzt: „Ich bin Arzt, kein Zube-weger“.

Weite Blicke, ferne Horizonte

Für Kraniche ist die Sandbank im Herbst eine Zwischenstation. Sie kommen aus dem Norden, von hinter dem Horizont, und reisen dann weiter nach Süden, wo sie wieder hinter einem Horizont verschwinden. Sie brauchen die Zwischenstation, um Kraft zu sammeln für den Rest der langen Reise. Sie erwarten von der Sandbank, daß sie ihnen dies gibt, und von den Sandbänkern, daß sie dieses Flair nicht zerstören.

Gäste, die von ferne kommen, bringen nicht nur ihr Urlaubsbudget mit. Sie bringen ihre eigenen kulturellen Bedürfnisse mit – beziehungsweise Erfahrungen und Gewohnheiten. Wie ein Freund die Wünsche und Bedürfnisse eines Freundes erkennen soll, so soll die Sandbank auf die Bedürfnisse ihrer Gäste eingehen. Sie soll nicht von sich auf andere schließen. Sie soll sich selbst auch in kultureller Hinsicht geistig bereichern lassen.

Wenn auf der Sandbank von Kultur die Rede ist, ist auch immer von Fotografien die Rede. Es ist bereits ein geflügeltes Wort geworden: „Kultur wollen sie machen? Dann gibts ja wieder eine Fotoausstellung“. Aber: was spricht gegen Fotos von hinterm Horizont?

Überhaupt wird alles Gute erst von Außen angeregt. Daher

rückt die Sandbank ins Blickfeld von Kleinkunstakteuren und Veranstaltern. Liedermacher, Kabarettisten, hier ein Maler, da ein Bildhauer. Schönes Flair, viele Leute – und Kunst will unter Leute, sonst geht sie ein wie ein geselliger lebensfroher Mensch in einer Einzelzelle. So kommt es, daß sich Sandbänker und Gäste bei Kunst treffen. Vielleicht, weil Kunst den Nerv trifft, der dem Gehirn meldet, was am Horizont fehlt? Kunst kann Wünsche wecken, Herzen öffnen. Und in die Herzen Lebensfreude gießen.

Loblied auf die Freundschaft

Nixie Hüftschwung hat es gut, denn sie hat Urlaub. Emanuel Weinlaub könnte zwar auch „Nichtstun“, aber das will er nicht. Der Verleger drängelt, denn er will das Exposé für „Fausthiebe zu Streicheleinheiten“ haben. „Mach Du Deinen Stiefel, und heut abend treffen wir uns“, schlägt sie ihm vor. Natürlich stimmt er zu, aber mürrisch ist er doch. „Da kann sich doch kein Mensch konzentrieren“, murmelt er vor sich hin. „Kommunikation....Scheiß Linguistik. So viel Theorie, die kein Schwein versteht. Will der Verleger bestimmt nicht haben. Wieso kommunizieren Menschen immer an den über Kommunikation aufgestellten Theorien vorbei? Mensch...das is es“. Er reißt die Arme hoch, dankt im Stillen der Quelle seiner gerade erhaltenen Inspiration und geht aus dem Haus, um mit Menschen ins Gespräch zu kommen oder einfach nur zuzuhören, was sie sagen. Besonders gut geht das, wenn er sich mit seinem Notiz-

block dorthin setzt und schreibt, wo die Urlauber hinkommen, um Seeadler und andere Vögel zu beobachten. Fast immer, wenn er freundlich „Guten Tag“ sagt, kommt die Frage: „Zählen Sie die Vögel? Oder sonst was wissenschaftliches?“ Schönes Beispiel für kompletten semantischen Unfug. Aber verständlich. So, das schreibt er nun auf, für den Verleger, der das ja so haben will: „Wenn man korrekt redet und keiner versteht was, weil die Leute falsch reden, sich dabei aber einigermaßen richtig verstehen, muss man eben falsch reden, wenn man verstanden werden will“. So, denkt Emanuel, mal sehen, ob er das versteht und durchgehen läßt.

Manchmal sind Gespräche über Vögel zählen oder sonst was Wissenschaftliches nur ein Vorwand, um ins Gespräch zu kommen. Man kann in ganz ernsthaftem Ton herrlichen Unsinn reden. Emanuel schaut durch die Fensterluke eines Beobachtungstürmchens mit oktagonalem Grundriß auf das Wasser und die sich im leichten Winde wiegenden Schilfes. Schwalben fliegen durch die geöffnete Luke. Im Dachgebälk haben sie Nester gebaut, in denen sie sich um die Ernährung der Zukunft kümmern, die sie zuvor elegant schwingend in der warmen Frühsommerluft erörtert hatten. Wenn Emanuel am Fenster steht, trauen sich die Schwalben, an seinem Kopf vorbei ins Innere des Türmchens zu fliegen. Die Tür geht auf, eine abenteuerlich aussehende Frau betritt das Türmchens und wählt, wie es Emanuel scheint, nach einem schmeichelhaften Blick auf ihn die rechts neben ihm befindliche Beobach-

tungsluke, um sie zu öffnen und hinaus zu schauen. Sie bemerkt die Vertraulichkeit zwischen Emanuel und den Vögeln. Es kommt zu einem Dialog. „Sind Sie Ornithologe?“, fragt sie. „Nein, mit Vögeln hab ich eher weniger zu tun“. „Ach, Sie kucken bloß?“ „Ja, leider“. Sie meint noch, bei sich zu Hause auch nur zu kucken – „in die Röhre, verstehen Sie?“. Nun wird das Gespräch philosophisch. Ob man das gleiche sieht, wenn man in die gleiche Richtung schaut, heißt die Frage. Der eine sieht des Baumes grün, der andere das Holz und was sich daraus schnitzen ließe. So geht es angeregt noch etwas hin und her. Da betritt ein Mann das Türmchen. Er schleicht wortlos von jeder der sechs übrigen Luken und schaut hinaus. Emanuel und die Frau unterhalten sich weiter. Der neu hinzu gekommene Mann faßt einen Entschluß. „Kommst Du, Engel?“, ruft der Mann. „Ooch“, mault das Engelchen. „Sie würden gerne noch bleiben, gelle?“, fragt Emanuel. „Ja, es war so nett“, schnieft das Engelchen. „Geht ja aber nicht, Engelchen“, bedauert Emanuel. Da fliegt das Engelchen zu ihrem Freund. Emanuel bleibt noch im Türmchen. Ginge er jetzt auch, sähe es aus, als wolle er dem Engelchen hinterher fliegen. Darum schreibt er in sein Notizbuch, das es unterschiedliche Arten von Freundschaft gibt. Er stellt die Behauptung auf, daß zwei Menschen von der zwischen ihnen bestehenden Beziehung nur soviel erwarten sollen, wie es das Wesen der Beziehung bereit hält – nicht mehr, aber dies mit voller Hingabe. Freundschaft zum Beispiel ersetzt Sex nicht und Sex an sich ersetzt keine geistige Nähe und in-

nige Vertrautheit, kann in seinen Grenzen aber auch ganz schön sein.

Horizonte in den Beziehungen – kann man sie auch erweitern? Menschen, die zwischen 1618 und 1648 lebten, kannten nichts anderes als den 30jährigen Krieg. Für sie waren Krieg, Mord, Raub, Gewalt und die völlige Wertlosigkeit eines Menschenlebens der Normalzustand. Was ist, wenn nur eine einzige Art von Beziehung bekannt ist und andere nicht vorstellbar? Was sollen die Beteiligten machen, wenn sie sich in der Beziehung unwohl fühlen? Sie halten das Unwohlsein ja für die Normalität.

In diesem Moment beginnt sich auch Emanuel mächtig unbehaglich zu fühlen. Gastmahl mit Nixie, dann Gitta Nordblom, beschwingtes Joggen und Schwimmen mit Nixie, Nixie noch mal gesehen bei dem Vortrag und der Moderation – solche Momente sind unerträglich intensiv. So intensiv, daß die Freundschaft gefährdet ist. Das Risiko ist enorm. Eine Freundschaft hält nur solange, wie sie immer neu genährt wird. Und das geht nur, wenn man was Gemeinsames hat. Bloß aneinander denken reicht nicht. Was ist, wenn Nixie keine Lust mehr hat, sich mit Emanuel zu treffen, aber dennoch freundschaftliche kumpelige Gefühle für ihn hegt? Was ist, wenn Emanuel beim Schwimmen auf eine Perle trifft, die öfter da ist? Öfter als die Momente, in denen sich Nixie und Emanuel treffen? Emanuel, der immer noch im Beobachtungstürmchen steht, rennt in Panik nach Haus, zieht sich Joggingklamotten an und rennt los. Die körperliche Anstrengung tut gut. Er wird von einer

Frau auf einem Fahrrad überholt . Auf seiner Höhe hält sie sich an seine Laufgeschwindigkeit und kuckt ihn neugierig und unverhohlen an. „Müssen Sie diese tolle Figur so quälen?“, fragt sie. Emanuel fällt so schnell keine Antwort ein. Die Frau tritt in die Pedalen und rollt davon. „Wenigstens aus'm Sattel hätte sie sich heben können, wenn sie schon das Tempo beschleunigt“, denkt Emanuel, denkt an Nixie und hat furchtbare Verlustangst und weiß nicht, was er dagegen machen soll. Es kommt so weit, das ausbleibende Blicke oder Nichtbeachtung wie eine Verhöhnung auf ihn wirken. Emanuels Kopf, seine rationale Zentrale, hat Ausnahmezustand. Alle verfügbaren Kräfte sind im Einsatz, um den emotionalen Aufruhr zu besänftigen.

Nach dem Laufen fühlt sich Emanuel erschöpft, aber leider nicht glücklich. Darum – und spät genug ist es inzwischen – verholt sich Emanuel alleine an den Strand. Nixie will bestimmt auch alleine sein, sonst hätte sie sich ja gemeldet. Hat sie aber nicht, und nachhaken ist unzulässig, weil Nixie sich von zuviel Nähe schnell bedrängt fühlt. Ein Herr von Welt bedrängt keine Frau von Klasse. Traurig, wehmütig und alleine sitzt Emanuel dann am Strand und schaut aufs Meer, wehmütig und alleine sitzt Nixie auf dem Balkon ihres Zimmers im Hotel und nimmt Abschied von der Sandbank, ihren Bewohnern und den Urlaubsstimmungen, die sie in den Tagen ihres Aufenthaltes hatte. Was muß man eigentlich können, um die Bedürfnisse eines Freundes zu erkennen zu können? Und wie erfüllt man die dann und wie läßt man am besten wissen, was die eigenen Bedürf-

nisse sind und was Freund oder Freundin tun könnten, um ihrerseits diese zu erfüllen? Denn ein Bedürfnis von einem Freund erfüllt zu bekommen, ist schöner, als es sich selbst zu erfüllen. Das gilt besonders für die in vielen Beziehungen zu kurz kommenden nicht-sexuellen Bedürfnisse. Emanuel gibt sich einen Ruck. Lässig erhebt er sich, betont lässig läßt er alle Hüllen fallen, lässig und sportlich, den Blick auf den Horizont und die untergehende Sonne gerichtet, betritt er das Meer. Das Wasser umfaßt seine Füße, gleitet an den Waden empor, kleine Wellen spielen neckisch um Schenkel, Lende, Nabel, Brust und streichen ihm dann zärtlich übers Haar. Emanuel schwimmt ein wenig und taucht mehrmals völlig unter, als wolle er am Grund des Meeres Perlen finden, die in Muscheln wohnen.

Nixie gibt sich auch gerade einen Ruck. Schwungvoll erhebt sie sich, entschlossen marschiert sie zum Strand, wo ein Fischer geräucherten Fisch verkauft. Einen erwirbt sie, ein Mineralwasser dazu, und dann geht sie ans Wasser, um sich dort niederzulassen, wo sie in ihrem Urlaub öfter mal sitzt, um den Sonnenuntergang zu sehen. Dort liegt aber ein unordentlicher Haufen aus einem Paar Schuhe, völlig versandeten Socken, einem T-Shirt und einer Hose. Nixie erkennt an den Schuhen, das der Haufen Klamotten zu Emanuel gehört, der aber nicht zu sehen ist, weil er grad nach Perlen taucht. Sie setzt sich daneben.

Vom Meeresgrund stößt sich Emanuel Weinlaub kräftig ab. Gefunden hat er nichts, aber der emotionale Aufruhr in ihm ist zur Ruhe gekommen. Ein bißchen muss er noch Richtung Ufer schwimmen. Als seine Füße den Grund berühren und sein Kopf aus dem Wasser ragt, beginnt er, gemessen an das Ufer zu schreiten. Bei seinen Sachen bleibt er stehen und sagt „Hallo“ zu Nixie Hüftschwung. Dabei lächelt er. „Ich hatte gehofft, Dich hier zu sehen“, sagt Nixie. Emanuel ergreift zuerst die Hose, um sich anzukleiden. Die Beine bleiben gestreckt, nur aus der Hüfte bückt er sich. Nixie kichert ganz leise, fast unhörbar. Emanuel denkt, sie bewundert seine Bauchmuskeln und fühlt sich wie ein schnurrender Löwe, der Nein sagt. Das sie es nicht so meint, wird er nie erfahren. Wie wenig Theater doch nötig ist, um sich schöne Stimmungen zu bereiten. Emanuel setzt sich zu ihr, nachdem er sich bekleidet hat. Nixie knabbert an dem Räucherfisch, den sie sich mitgebracht hat. Sie bietet auch Emanuel etwas an, der aber lehnt ab, weil ihm nach allem möglichen zumute ist, nur nicht nach essen. „Schön, daß Du noch mal gekommen bist“, sagt Emanuel, „mir ist heut etwas schwer zumute“. „Du guter Freund, kann ich Dich etwas aufheitern?“

„Ich muß Dir was sagen. Neulich, nach unserm Gastmahl, war ich mit Gitta zusammen“

„Und ich mit dem Kellner“.

„Es war schön und hat mir gut getan“

„Bei mir auch“

„Aber irgendwie nicht so schön wie einfach mit Dir be-

freundet zu sein“

„Ach, Emanuel, ich wünsche mir mit Dir eine Freundschaft, die für das ganze Leben reicht“

„Ja, Schatz, ich will Dich auch. Eigentlich schade, daß wir beide alles können, nur eins nicht.“

„Du Raubtier“, lacht Nixie

„Was ist, Kätzchen“, fragt Emanuel

„Frauen und Männer passen einfach nicht zusammen.“

„Außer sie sind Freunde“

Nixie räuspert sich dezent, wegen Kohlensäure. „Jooo“, sagt sie leise.

Onkel Willi schmunzelt

Vielleicht gab es niemals ein Vertreibung aus dem Paradies, sondern nur eine zeitlich befristete Abreise. Irgendwann kommt jeder zurück. Auch wenn fast jeder bei Abreise einen Hauch von Vertreibung fühlt. „Kann der Laubfrosch zum Bahnhof hüpfen?“, fragt Nixie und Emanuel storniert alle andren Termine, denn Momente in Nixies Nähe sind so selten und kostbar, dass sie Vorrang vor allem anderen haben.

Onkel Willi grinst. „Ihr feigen Memmen“, singt er leise, „braucht Ihr noch eines Zaunpfahls Wink? Könnt Ihr nur dann zu Worten finden, wenn ich Euch den Souffleur gespielt?“ „Ich wollt am liebsten ohne Treffen losfahren, jetzt bin ich froh, dass wir uns doch noch mal sehen“, sprudelt

Nixie hervor. Sie will am liebsten 25 Gedanken gleichzeitig ausdrücken. Emanuel versteht aber nur Vertrauen – Fundament Freundschaft – Trotz allem Zuneigung. „Der Gedanke, Du könntest mir die kalte Schulter zeigen, macht mir das Herz so schwer wie einen Basaltbrocken von der Burg Stolpen, wo Gräfin Cosel ihren Arsch ins letzte Bett legte“. „Du meinst, Freundschaft hält länger als der Ruhm eines Arsches?“. „Mein Gott, jetzt hat sie’s“, parodiert Emanuel aus dem Musical „My Fair Lady“. An dem Punkt schmiegt sich Nixie etwas länger an seine Schulter als sie es sonst bei Begrüßungen wagt. Emanuel traut sich auch etwas: Er streicht ihr eben mal eine Strähne aus dem Gesicht. „Wollt nochmal Deine Augen sehen“, murmelt er. „Laß mal ruhig meine Haare im Gesicht, ich mag das so“, murmelt Nixie zurück und hält seine beiden Händen fest. Aber die Haare schüttelt sie sich dann doch mit einer kühnen Kopfbewegung aus dem Gesicht. „Versprich mir eins: Mach mir nie wieder das Gefühl von Bedrängnis“, fleht Nixie. „Ich mag Dich und brauch Dich, aber das geht nur ohne Bedrängnis. Verstehst Du das?“. „Nixie, ich versteh Dich schon sehr gut. Nixies sind Freischwimmerinnen, die kann niemand in ein Aquarium stecken und annehmen, sie fühlt sich dort wohl – egal wie groß und schön das Aquarium ist“. „Scheiße, wenn wir diese Gespräch vor sechs Jahren hätten führen können....“ „Ja, nun....“. Emanuel will irgendwas Witziges kalauern, damit er Nixies schönes Lachen hört und ihre strahlenden Augen sehen kann – aber es fällt ihm nichts ein. Die Schaffnerin guckt

aus der Zugtür. Sie ist eine gemütliche korpulente Frau mit dunklem Touch. Emanuel denkt bei ihrem Anblick sofort: „Mama Wilson aus Louisiana... Gute alte Ma“. „Wat issn, könn wa losfahrn?“, berlinert sie. Und dann brubbelt sie schelmisch: „Und denn heißt wieder, die Bahn könnte nich pünktlich. Bloß wegen ungeplanter Herzensszenen“. Das Wort Louisiana gibt ihm ein neues Stichwort. Grinsend spricht er, staatstragend wie weiland Humphrey Bogart in dem Film „Casablanca“: „Luise, dies ist der Beginn einer wunderbaren Freundschaft...“ Nixies schöne Augen funkeln. Sie lacht.

